
Humor

in der Sozialen Arbeit

Eine kreative Ressource in der
transkulturellen Kommunikation

Studienrichtung:	Sozialarbeit TZ SA 2004-2009
Abgabetermin:	5. Januar 2009
Verfasserin:	Ursula Weilenmann Hegianwandweg 32 8045 Zürich
Dozentin:	Fernanda Benz
Fachpool:	Simone Gretler Heusser

Inhaltsverzeichnis

Abstract

1	Einleitung	4
1.1	Eingrenzung des Themas	4
1.2	Persönliche Motivation	5
1.3	Ziel der Diplomarbeit	5
1.4	Aufbau und Fragestellungen	6
1.5	Berufsrelevanz	7
2	Humor – ein Phänomen	8
2.1	Definitionen von Humor	9
2.2	Humor im historischen Kontext der Psychotherapie	12
2.3	Humor aus Sicht der Gelotologie	14
2.3.1	Humor-zugehörige Begriffe	15
2.3.2	Funktionen von Humor	17
2.3.3	Anwendungsgebiete von Humor-Interventionen	20
2.3.4	Physische und psychische Wirkungen von Humor	23
2.4	Humor in der Sozialen Arbeit	24
2.4.1	Bei Beratenden (z.B. als Psychohygiene)	25
2.4.2	Bei KlientInnen	25
2.4.3	In der Interaktion zwischen Beratenden, KlientInnen und Angehörigen	26
3	Humor als Teil transkultureller Kompetenz	27
3.1	Transkulturalität	28
3.2	Transkulturelle Kompetenz in der Arbeit mit MigrantInnen	30
3.3	Transkulturelle Kommunikation in der Sozialen Arbeit	32
3.3.1	Von der inter- zur transkulturellen Kommunikation	33
3.3.2	Kulturelle Differenz – Problemfelder der transkulturellen Kommunikation	34
3.4	Kulturwandel und Modernisierung der Migration	37
3.5	Transkultureller Humor	37
3.5.1	Humor im transkulturellen Beratungskontext	39
4	Humor als kreative Interventionsform im psychosozialen Beratungssetting mit MigrantInnen	41
4.1	Humor: eine Ressource in der transkulturellen Kompetenz	42
4.2	Praxisbeispiele zur Illustration	47
4.2.1	Humor-Interventionen in der Einzelberatung	50
4.2.2	Humor-Interventionen in der Gruppenberatung	50

4.3	Geeignete Humormethoden für die Soziale Arbeit mit MigrantInnen	51
4.3.1	Lächeln, lachen, über sich selbst lachen.....	52
4.3.2	Paradoxe Intervention und provokative Kommunikation	53
4.3.3	Humorbiografie	54
5	Erkenntnisse für die Soziale Arbeit mit MigrantInnen	56
5.1	Praktische Anregungen für die Beratung mit Humor-Interventionen	57
5.2	Antworten auf die anfangs gestellten Fragen	57
5.3	Fazit, Ausblick und Schlussfolgerungen für Berufspraxis und Wissenschaft	61
6	Quellenverzeichnis / Literatur	63
7	Anhang	67

1 Einleitung

1.1 Eingrenzung des Themas

„Lachen ist wie ein mentaler Frühlingsputz“, beantwortet Lachtrainer Christian Hablützel, welcher als Atem- und Körpertherapeut arbeitet und den Verein Lachparade präsidiert, die Frage nach der Wirkung von Humor als Metapher in einem Interview im Tages Anzeiger vom 3. Mai 2008. Jeweils am ersten Sonntag im Mai finden weltweit aus der indischen Yoga-Lachbewegung entstandene „Weltlachtage“ statt. Humor gilt allgemein als eine geschätzte Charaktereigenschaft, welche jedoch – aus religiösen oder kulturellen Gründen – nicht immer gleich gedeutet, gewichtet oder verstanden wird. „Lachen ist gesund“, sagt der Volksmund und gibt damit einer alten Einsicht Ausdruck. Hingegen ist Humor erst seit den 1990er-Jahren Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung, der Gelotologie. Gezielt werden Humor-Interventionen und Clowns in der Geriatrie und der Pädiatrie eingesetzt. In der Psychotherapie werden seit langer Zeit Humor-Interventionen angewandt, verfeinert und auf andere Therapieformen abgestimmt.

„Lachen ist in vielen Kulturen ein Signal des Friedens und der Freundschaft“, erklärt Professor Willibald Ruch, Psychologe und Humorforscher an der Universität Zürich (Interview im Tages Anzeiger 2006). Obwohl die Begriffe Humor und Witz früher und heute synonym verwendet werden, besteht ein deutlicher Unterschied. Witz meint eine kognitive Tätigkeit, nämlich schlagfertig zu antworten und clever zu entscheiden. Mit Humor wird eine gesellschaftlich positive Charaktereigenschaft bezeichnet, der Unbill des Lebens mit Gelassenheit zu begegnen. Wieso aber ist manchmal etwas für eine Person lustig, für die andere nicht? In Kapitel 2 der Diplomarbeit werden Humor-Begriffe definiert und verschiedene Funktionen von Humor beschrieben und gegeneinander abgegrenzt.

Obwohl laut Ruch noch nicht explizit erforscht, hat Humor aber auch eine Funktion und einen Platz im transkulturellen Kontext. Der Frage, inwieweit Humor-Interventionen in der transkulturellen Kommunikation angebracht und sinnvoll sind, wird im Kapitel 3 nachgegangen. Denn die Gefahr einer Verletzung von Menschen mit anderer religiöser Ausprägung und Kultur durch den Gebrauch von Humor ist durchaus gegeben. Humor hat viele Facetten und kann von Menschen aus anderen Kulturen auch missverstanden werden. Und verstehen wir überhaupt den Humor der anderen?

Die heutige Migration zeigt sich in einem anderen Kleid als noch vor wenigen Jahren. Auf Seiten der SozialarbeiterInnen sind zusätzliche transkulturelle Kompetenzen und Ressourcen in der Kommunikation gefragt. Im Kapitel 3 werden die aktuellen Konzepte und Begriffe aus dem Bereich Migration definiert, und es findet eine Auseinandersetzung mit dem heutigen Kulturwandel und der Modernisierung der Migration statt. So plädiert Dagmar Domenig (2007) für ein neues Verständnis von Integration: „Die Transnationale Mobilität ist in neuerer Zeit ohne Zweifel komplexer geworden“ (S.

59). Laut Domenig wird in der heutigen Integrationsforschung relativiert, dass im Prozess der Integration sowohl jene Fähigkeiten, Ressourcen und Charaktereigenschaften, Normen und Werte zur Geltung kommen, die MigrantInnen aus ihren Herkunftsländern mitbringen, als auch jene Strukturen, Normen und Werte von Bedeutung sind, welche in der Aufnahmegesellschaft Gültigkeit haben. Ebenfalls von zentraler Bedeutung ist die in der Diplomarbeit im Kapitel 3 skizzierte und der Zielgruppe angepasste transkulturelle Kommunikation – als Teil der transkulturellen Kompetenz – in einem psychosozialen Beratungssetting.

1.2 Persönliche Motivation

Seit Jahren arbeite ich im Bereich Arbeitsintegration, seit letztem Sommer in der Koordination Arbeitsprojekte KAP Winterthur. In der Bildungs- und Sozialarbeit mit MigrantInnen, in der je nach Situation auch gelacht wird, werden deren Ressourcen klar. Ressourcen, die meiner Meinung nach noch zu wenig beachtet werden. Wie gross muss allein der Mut sein, Grossfamilien und Unterstützungsstrukturen im Heimatland zu verlassen, um in der Fremde wirtschaftliches Auskommen zu finden. Wie viel Anpassungsleistung ist nötig, um sich auf eine andere Kultur, Religion, Gesellschaft und/oder auf fremde Traditionen und Sitten einzulassen? Im Erarbeiten der Diplomarbeit habe ich mich vertieft mit dem Begriff der Transkulturalität auseinandergesetzt und mich damit vertrauter gemacht. Bewusster wird durch die verschiedenen Definitionen und kritischen Würdigungen von früher verwendeten Begriffen wie Multikulturalität und Interkulturalität, wie defizitorientiert diese behaftet sind. In der Arbeit mit erwerbslosen MigrantInnen fehlen häufig „Worte“. Sprachfehler sind eingeschliffen, fossilisiert, und eine Verständigung ist anspruchsvoll. Andere, nonverbale Kommunikationsformen, wie Zeichnungen, Ecogramme, Fotos, Illustrationen, Bilderwörterbücher, Piktogramme, sind gefragt – oder eben je nach Beratungssituation auch Humor. Humor braucht zudem keine/n Dolmetscher/in und kann den Gesprächseinstieg oder ein Beratungsgespräch je nachdem erleichtern.

Aus diesen Gründen werden im Kapitel 4 ressourcenorientierte Formen der Kommunikation mit MigrantInnen, nämlich Humor-Interventionen einzeln und in Gruppen, auf einen kreativen Lösungsansatz hin beleuchtet und betrachtet.

1.3 Ziel der Diplomarbeit

Weil transkulturelle Kompetenz bewusst bei den Fähigkeiten, also bei den Ressourcen der MigrantInnen ansetzt, wird klar, dass es sich um einen Prozess handelt. MigrantInnen bringen Ressourcen und Kompetenzen mit und erwerben sich laufend weitere. Bewusster wird, dass jede und jeder MigrantIn ein individuell unterschiedlich geprägter und gebildeter Mensch ist. Transkulturelle Kompetenz und ebenso transkulturelle Kommunikation sind heute in der Zusammenarbeit mit MigrantInnen gefragt. Diese Diplomarbeit soll einen Beitrag dazu leisten, dass sich SozialarbeiterInnen ver-

tieft mit neuen Begriffen der Migration, wie Transkulturalität, transkulturelle Kompetenz und transkulturelle Kommunikation, auseinandersetzen. Weiter initiiert sie eine Auseinandersetzung mit Humor im transkulturellen Kontext, ohne dass dieser verletzt, auslachend wirkt oder ausgrenzt. Zudem will die vorliegende Diplomarbeit (vgl. Kapitel 5) ermutigen, kreativ(er) in sprachlich erschwerten psychosozialen Beratungssettings zu sein und je nach Situation passende und geeignete Humor-Interventionen einzusetzen.

1.4 Aufbau und Fragestellungen

Ein wichtiger Teil der Diplomarbeit befasst sich mit praktischen Erkenntnissen über Humor in der sozialen Arbeit mit MigrantInnen und mit der Frage, welche Humor-Interventionen in der Einzelberatung oder in der Gruppe geeignet sind (Kapitel 4, 5). Zwei Fallbeispiele, eines aus einem psychosozialen Einzelgespräch und eines aus einer Gruppensituation, sollen die gemachten Erfahrungen in Bezug auf transkulturelle Kommunikation und Humor illustrieren. Im Kapitel 5 finden sich praktische Anregungen für eine Beratung, in der Humor seinen Platz hat.

Die zentralen Fragen der Arbeit lauten:

- Was wird unter transkultureller Kommunikation als Ressource in psychosozialen Beratungssettings mit MigrantInnen verstanden? (Beschreibungswissen ->Kap. 3)
- Inwiefern sind Humor-Interventionen als kreativer Lösungsansatz in der Einzelberatung und in der Gruppenberatung von MigrantInnen unterstützend und sinnvoll? (Erklärungswissen -> Kap. 4)
- Welche Chancen und Risiken bergen Humor-Interventionen in der Sozialen Arbeit mit MigrantInnen? (Bewertungs- und Handlungswissen -> Kap. 2, 3)

Die leitenden Annahmen sind:

In der transkulturellen Kommunikation (einzeln oder in Gruppen) werden die Herausforderungen komplexer wahrgenommen und bedürfen kreativer Lösungsansätze.

Humor-Interventionen – als transkulturelle Kompetenz und als kreativer Lösungsansatz – können die Interaktion im Verlauf psychosozialer Beratungen von MigrantInnen unterstützen und erleichtern.

Bei der vorliegenden Diplomarbeit handelt es sich um eine Fachliteraturarbeit. Ein Expertengespräch mit Professor Willibald Ruch, Psychologe und Humorforscher, wird helfen, die gestellten Fragen umfassend zu beantworten.

Nicht zuletzt ist für mich von Bedeutung, dass ich mich selbst als humorvollen Menschen bezeichne. Ich lache gerne, gewinne mit dem mir eigenen Humor manchmal eine Distanz zu einer schwierigen Situation oder vermag andere mit meinem Humor leicht „anzustecken“ und zum Lachen zu bringen.

1.5 Berufsrelevanz

Die psychosoziale Beratung von MigrantInnen ist ein wichtiger Bereich der Sozialen Arbeit. Gleichzeitig weisen die gegenwärtigen Beratungskonzepte – vor dem Hintergrund einer immer komplexer werdenden Migrationsbewegung – Mängel auf. Sie verlangen nach kreativeren Lösungsansätzen, wie sie z.B. Humor-Interventionen darstellen. In meinem Berufsalltag ist es manchmal beinahe unmöglich, komplexe Situationen (gesetzlicher Kontext) in einer einfachen und verständlichen Sprache zu vermitteln und dabei sicher zu sein, dass die Botschaft ankommt und verstanden wird. Häufig entstehen komische und lustige Situationen, die gleichzeitig helfen, Distanz zum Auftrag und einen neuen Zugang zum Problem zu schaffen. Humorvolle Situationen können eine Gesprächsatmosphäre zudem positiv beeinflussen.

2 Humor – ein Phänomen

*„Worüber lacht der Mensch?
Er lacht, wenn man ihn kitzelt. Oder er lacht,
wenn er andere lachen hört.
Aber worüber lacht der Mensch, wenn sein Herz
und sein Verstand bei der Sache sind?
Das ist rasch gesagt:
Er lacht über Kontraste!“
Erich Kästner*

Die Phänomene Humor, Komik und Witz umschreiben Titze und Eschenröder (2007) als Humor. Die dadurch ausgelösten sichtbaren Reaktionen umfassen das Lächeln und das Lachen, und die daraus entstandenen Gefühle werden der Heiterkeit und der Belustigung zugeordnet (S. 11). In der Diplomarbeit wird als Überbegriff <Humor> verwendet. Für die emotionalen und körperlichen Reaktionen (Belustigung, Lächeln, Lachen), die durch Witze, Komik oder Humor ausgelöst werden, gibt es für Titze und Eschenröder keinen anerkannten Oberbegriff. McGhee (1971, zit. in Titze & Eschenröder, 2007) spricht in diesem Zusammenhang von der Humorreaktion (humor response), Ruch (1993, S. 283, zit. in Titze & Eschenröder) von Erheiterung. Letzterer bevorzugt Erheiterung für die aktuelle emotionale Reaktion, die mit heiterem Erleben, Lächeln und Lachen verbunden ist. Eine länger dauernde Veränderung der emotionalen Befindlichkeit benennt Ruch als heitere Stimmung oder Heiterkeit (S. 12).

Nach verschiedenen Humordefinitionen (2.1) erfolgen in diesem Kapitel eine Auflistung von der Anwendung von Humor in der Psychotherapie aus historischer Sicht (Kapitel 2.2) sowie eine Erklärung des Humorphänomens aus Sicht der Gelotologie (Kapitel 2.3), einer jüngeren Wissenschaft. Anschließend werden dem Bereich Humor zugehörige Begriffe analysiert und Humorfunktionen beleuchtet (Kapitel 2.3.1 und 2.3.2), um sich dann den Wirkungen von Humor aus physischer und psychischer Sicht zuzuwenden und sich der Frage anzunähern, wie Humor in der Sozialen Arbeit angewandt wird.

Humor bedeutet mehr, als (mehr oder weniger) gute Witze zu erzählen, auf Kosten Schwächerer zu lachen und dabei das Ego zu stärken, andere auszugrenzen und sich mit Zoten die Zeit zu vertreiben. Humor hat viele unterschiedliche Aspekte und kann auch als Lebenshilfe und Überlebensstrategie dienen. Je nach Situation beinhalten Satiren oder politischer Humor auch eine grosse subversive Kraft und lehren Mächtige das Fürchten. Lachen ist nicht nur lustvoll, sondern auch gesund. Was der Volksmund schon lange weiss, beschäftigt immer wieder die ForscherInnen. Nur ist Humor häufig auch missverständlich, kann verunglimpfen und bietet Zündstoff, wie das Beispiel des sogenannten Karikaturenstreit zeigte.

2.1 Definitionen von Humor

„Humor is reason gone mad.“

Groucho Marx

Es existieren viele unterschiedliche theoretische Erklärungsversuche zum Phänomen Humor. In diesem Kapitel werden nach einem historischen Exkurs vier für Titze und Eschenröder (2007) grundlegende Ansätze für ein Verständnis des therapeutischen Humors ausgeführt und eingegrenzt (S. 37). Neben der Psychologie befassten und befassen sich Philosophie, Religion und Soziologie mit dem Humor.

Ein kurzer Exkurs in die Vergangenheit ermöglicht es, den Wertewandel und verschiedene Definitionen von Humor herauszukristallisieren. Vor allem die Philosophie hat sich mit der Geschichte des Humors und des Komischen befasst. Das Wort Humor kommt von „umor“ und bedeutet in Lateinisch „Saft, Feuchtigkeit, Flüssigkeit“. Die vom römischen Arzt Galen überlieferte antike Temperamentslehre sprach der Ausgewogenheit der vier Körpersäfte Blut, Schleim, gelbe Galle und schwarze Galle eine grosse Bedeutung zu. Eine Dominanz galt als Ursache für die typischen Besonderheiten eines Sanguinikers, Phlegmatikers, Cholerikers oder Melancholikers, also für den Charakter eines Menschen. Ein ausgewogenes Verhältnis ergibt einen guten Humor, wenn aber der eine Saft überwiegt, ergibt das einen schlechten Humor (Titze & Eschenröder, 1998, zit. in Bollinger & Lustenberger, 2001, S. 10). Im Duden-Bedeutungswörterbuch (2002) wird Humor definiert als Gabe eines Menschen, die Unzulänglichkeiten der Welt und des Lebens heiter und gelassen zu betrachten und zu ertragen.

Die vorhandenen Humor-Definitionen werden von Titze (2007) wie folgt eingeteilt:

- a) Psychophysiologische (kathartische) Humorthorien (“relief theories”)
- b) Überlegenheits- und Aggressionstheorien (“superiority theories”)
- c) Soziale Theorien (“social theories”)
- d) Inkongruenztheorien (“incongruity theories”)

a) Psychophysiologische (kathartische) Humorthorien – “relief theories”

Bereits im 19. Jahrhundert erforschten Spencer (1860), Darwin (1872) und Hecker (1873) erstmals die physiologisch positive Bedeutung von Humor und Lachen (vgl. Titze & Eschenröder, 2007). Sie entdeckten als positive Wirkung von Lachen einen homöostatischen Ausgleich innerhalb des Organismus, eine Entspannung des Körpers, einen Kreislauf, der durch Lachen angeregt wurde und den Blutdruck stabilisieren konnte.

Freud betrachtete Lachen als ein Phänomen der Abfuhr einer seelischen Erregung und Humorreaktionen wie Erheiterung als eine kathartische Befreiung von verdrängten Affekten (1905, vgl. Titze & Eschenröder, 2007). Frühzeitig hatte für Freud die Dynamik der Witzentstehung eine enge Affinität zum primär prozesshaften Traumdenken. Dadurch sind die Darlegungen zur psychoanalytischen Theorie des Komischen in Witz und Humor für das praktische Anwenden des Humors in der Psychotherapie von grosser Bedeutung. Interessanterweise wird dies laut Titze und Eschenröder bei Freud nicht ausdrücklich festgehalten. Doch Freud wird von Adamaszek (1985, S. 213, zit. in Titze & Eschenröder, 2007) folgendermassen zitiert:

„Viele meiner neurotischen, in psychoanalytischer Behandlung stehenden Patienten pflegen regelmässig durch ihr Lachen zu bezeugen, dass es gelungen ist, ihrer bewussten Wahrnehmung das verhüllte Unbewusste getreulich zu zeigen, und sie lachen auch dann, wenn der Inhalt des Enthüllten es keineswegs rechtfertigen würde.“ (Freud 1905, 1982a, S. 194) S. 57

Moody hielt in Titze und Eschenröder (2007) fest, dass Humor eine ganz enge Verbindung mit dem physiologischen Zustand eines Körpers hat. In dieser Theorie wird dem Humor eine Funktion der Erleichterung und Entlastung beigemessen.

b) Überlegenheits- und Aggressionstheorien, (“superiority theories”)

Humorbegriffe wie Zynismus, Ironie und Sarkasmus werden diesen Theorien zugeordnet. Moody (1979, S. 29 f. zit. in Titze & Eschenröder, 2007) hält fest, dass in eher schamorientierten Gesellschaften – wie z.B. im modernen Japan – mit Aus- bzw. Verlachen operiert wird. Auslachen – der Name macht es bereits deutlich – wird feindselig und entwertend wahrgenommen. Diese Theorien, welche bei der Wahrnehmung von Defekten, Deformationen und bei sogenannten Hässlichkeiten eines Mitmenschen ansetzen, werden auf die Degradationstheorie der Griechen Aristoteles und Platon zurückgeführt (S. 40). Immer geht es um eine gewisse Art der „Erhöhung“ auf Kosten eines „Opfers“, das ausgelacht und bewusst ausgegrenzt wird. Gemäss dieser Theorie hat der Humor immer eine moralisierend-abwertende Funktion. Bergson (1921, S. 131, zit. in Titze & Eschenröder, 2007, S. 41) hob die Bedeutung des aggressiven Verlachens hervor. Er bezeichnete das Lachen als eine Art der <Strafe>, als <Erziehungsmittel>, deren Zweck einzig die Demütigung der Verlachten sei.

Von Gelotophobie (gelos (gr.) = Gelächter) wird gesprochen, wenn Menschen, die ausgelacht oder verlacht werden, sich vor lauter Scham nicht mehr wehren und dem Gelächter nicht ausweichen können. Nicht selten kommt dies im Schulalltag vor, wo sich ein <Opfer> immer wieder beschämenden Situationen des Ausgelachtwerdens stellen muss. Ziv hält dazu in Titze und Eschenröder (2007) fest:

“Am allerschlimmsten ist diese Situation dann, wenn ein Lehrer mit sadistischen Tendenzen einen Schüler zum Objekt seines sarkastischen Humors macht. Das Zusammenwirken der destruktiven Witzeleien solcher Lehrer und des Gelächters der anderen Kinder kann die Welt des Kindes zerstören.“ (S. 47)

Gleichzeitig kommt (vgl. Ziv, 1984, S. 37) dem ausgelachten Opfer eine wichtige sozialpsychologische Rolle zu. Es wird zum Projektionsobjekt, zum Projektionsventil für eigene Schwächen und für Mängel anderer Gruppenmitglieder.

c) Soziale Theorien („social theories“)

Im Gegensatz zu den entwertenden Überlegenheits- und Aggressionstheorien soll in diesem Abschnitt auf sozial verbindende Aspekte von Humor eingegangen werden. Basis für humorvolle Situationen sind oft Situationen in Gruppen. Ziv (1984, zit. in Titze & Eschenröder, 2007, S. 32) hat die sozialen Humor-Theorien in dem Sinne zitiert, dass Humor und gemeinsames Lachen sozial verbindende Aspekte aufweisen und, dass dadurch ein Wir-Gefühl entstehen kann. Für Ziv sind die sozialen Funktionen von Humor sogar doppelwertig. Auf der einen Seite beeinflussen sie sich in der Gruppendynamik eines Systems, auf der anderen Seite kann dadurch gegenüber Aussenstehenden einer Gruppe ein spezielles Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt werden. In bestimmten Situationen können unterprivilegierte Gruppen ähnlich wie bei der Überlegenheitstheorie] Spannungen reduzieren. Solidarität kann thematisiert werden, und für eine berufliche und soziale Situation können „ich-stärkende“ Bewältigungsstrategien angestrebt werden.

d) Inkongruenztheorien (“incongruity theories“)

Logische Widersinnigkeiten faszinieren bereits seit der Antike. Koestler (1966, S. 36) sprach in Titze und Eschenröder (2007) solchen Paradoxien – logisch unvereinbarer Bezugssysteme (Bisoziation) – eine grundsätzlich schöpferische Bedeutung zu. Falls zwei voneinander unabhängige Wahrnehmungs- oder Denksysteme aufeinandertreffen, kann der Zusammenstoß im Lachen oder in einer Verschmelzung, in der Kreativität enden (S. 51). Folgende Bezeichnungen werden (Forabosco, 1992, zit. in Titze & Eschenröder, 2007) den kognitiven Aspekten der Inkongruenztheorie bzw. dem Inkongruenzbegriff zugeteilt: Kontrast, Ambiguität, Diskrepanz und Dissonanz.

Abschliessend zu den vier unterschiedlichen Theorien zu Humor ist wichtig zusammenzufassen, dass sich psychophysiologische Theorien mit körperlichen (messbaren) Wirkungen von Humor befassen. Die Überlegenheits-, Aggressions- und sozialen Theorien beziehen sich mehr auf die Interaktion und den sozialen Kontext sowie auf die Wirkungen von Humor. Die Inkongruenztheorien befassen sich vor allem mit dem „Material“, das Erheiterung auslöst, und sie beschreiben den Verarbeitungsvorgang dieser Informationen. Verknüpfungen zwischen verschiedenen Theorien sind mög-

lich, und manchmal müssen klar Abgrenzungen herausgeschält werden. Titze (2007) hält folgendes zusammenfassend fest:

„Ob ein Mensch in einer bestimmten Situation mit Lächeln oder Lachen reagiert, hängt von dem Zusammenwirken vieler Faktoren ab, zum Beispiel vom jeweiligen sozialen Kontext, den spezifischen Merkmalen der entsprechenden Reizkonstellation, den individuellen Einstellungen und der aktuellen Stimmungslage. Vielleicht liegt es an der Komplexität dieses Phänomens, dass es so viele Theorien und so wenig gesicherte Erkenntnisse über Humor gibt.“ (S. 54)

2.2 Humor im historischen Kontext der Psychotherapie

In diesem Abschnitt wird Humor im Anwendungsbereich der Psychotherapie seit Anfang des 19. Jahrhunderts beschrieben und in einen Kontext gestellt. Weil gezielte Humor-Anwendungen in ihren Varianten einen heilenden Einfluss auf die Psyche eines Menschen haben können, kommt dem Humor seit Freud, dem Begründer der Psychoanalyse, innerhalb der Psychotherapie eine wichtige Bedeutung zu.

Die Geschichte des therapeutischen Humors, Internetaufzeichnung , Dr. Michael Titze

Name, Publikationsjahr	Humor im psychotherapeutischen Kontext
Sigmund Freud, 1905	nahm die durch englische und amerikanische Lachforscher der Jahrhundertwende definierte „Anästhesie des Herzens“, die ein komischer Ausenseiter im Verlachen auslöst, auf phylogenetisch angelegte Instinktreste als Grundlage für seine Witztheorie, wonach sich ein Mensch im Lachen über jene Hemmschwellen hinwegsetzt, die durch verdrängte Sexual- und Aggressionsimpulse aufgebaut wurden. Der Humor „ersetze“ dabei das Mitleid mit dem erniedrigten Gruppenfremden.
Alfred Adler, 1914	beschrieb erstmals in der Geschichte der Psychotherapie eine paradoxe Behandlungsmethode: Einem Patienten mit Schlafstörungen wurde geraten, sich bewusst zu bemühen, nicht einzuschlafen. Weiterführung der Methode „Antisuggestion“.
Rudolf Dreikurs, 1933	systematisierte die paradoxen Methoden der Hypnotherapie (Adler).
Viktor Frankl, ab 1938	griff die Methode der Hypnotherapie unter dem Namen „paradoxe Intention“ auf. Er entwickelte sie zu einer Hauptmethode der von ihm begründeten Logotherapie.
Gregory Bateson, 1953	rief die Palo-Alto-Gruppe ins Leben. Die beteiligten Forscher (Sozialwissenschaftler, Psychologen und Psychiater) befassten sich mit der Untersuchung paradoxer Kommunikationsweisen. Sie entdeckten u.a. das „double bind“-Phänomen, das auch im Humor zur Geltung kommt.

Paul Watzlawick, ab 1960	griff die Ergebnisse von Dreikurs auf, um einen innovativen Ansatz einer paradoxen strategischen Kurztherapie zu erarbeiten.
Don Jackson, 1960	Die Aktivitäten der Palo-Alto-Gruppe wirkten sich bahnbrechend in weiteren Bereichen der Psychotherapie aus: Entwicklung paradoxer Strategien für die Familienberatung und die Egetherapie.
Jay Haley bezog Milton Erickson, ab 1960	in die Palo-Alto-Gruppe ein.
Albert Ellis, ab 1960	Begründer der rational-emotiven Therapie beschrieb in den 1960er-Jahren humorbezogene „Schamüberwindungsübungen“. In der modernen Humorthherapie von wegweisender Bedeutung!
Norman Cousins, 1968	Der autobiografische Bericht „Der Arzt in uns selbst“ des schwer erkrankten Wissenschaftsjournalisten über eine Selbstheilung durch Lachen findet eine ungewöhnlich starke Beachtung. Die Gelotologie wird popularisiert!
William F. Fry, ab 1960 und ab 1970	untersuchte die physiologischen Auswirkungen des Lachens. Begründer der „Humorphysiologie“ bzw. „Gelotologie“, der Wissenschaft vom Lachen. Fry analysierte die Arbeit von Komödianten, Kabarettisten und Clowns. Dadurch wurde die Bedeutung der Arbeit von Clowns dokumentiert. Weiterbildungszentren für Kinderärzte, Krankenschwestern und Sozialarbeiter, die ein systematisches Training zum Krankenhaus-clown anboten.
Levy Moreno	entwickelte das Psychodrama als Gruppenpsychotherapie, u.a. als Psychodrama mit Kindern und Jugendlichen in der Schule.
Frank Farrelly, 1960er- Jahre	experimentierte mit seiner Methode der „provokativen Therapie“. Sie ist ausschliesslich humorzentriert. Diese Therapieform zählt heute zu den innovativsten Formen der Psychotherapie. Sie ist weltweit verbreitet.
1980er-Jahre	Es entstanden verschiedene Fachgesellschaften im Bereich des „therapeutischen Humors“. In den USA waren inzwischen mehrere tausend Menschen – vor allem aus dem Gesundheitsbereich – in den Gesellschaften organisiert.
Robert Holden, 1990er-Jahre	begründete als Sozialarbeiter eine „laughter clinic“, die mit öffentlichen Geldern gefördert wurde.
Henri Rubinstein, 1990er Jahre	führte als französischer Arzt gelotologische Behandlungsmethoden im Grossraum Paris ein. Dieses Projekt wurde von der staatlichen „Fondation de France“ gefördert.
Ab 1996	Erster Internationaler Kongress „Humor in der Therapie“ mit hochkarätigen Referenten wie z.B. Paul Watzlawick
Ab William F. Fry und Waheed A. Salameh, 1997	publizieren „Handbook of Humor and Psychotherapy“, einen ersten Sammelband, der sich mit einer Thematik befasst, die von vielen FachkollegenInnen als exotisch, redundant oder gar als skurril angesehen wurde.

<p>Seit Jahren bis heute Regelmässige Humor- Seminare in verschiede- nen Teilen Europas</p>	<p>erforscht Willibald Ruch, Professor für Persönlichkeitspsychologie und Diagnostik an der Universität Zürich den Humor, heute im Rahmen der Positiven Psychologie, die Stärken und Ressourcen von psychisch gesunden Menschen. Breite Grundlagenforschung, noch unveröffentlichte neue Studie „Humor ist lernbar“.</p>
---	--

2.3 Humor aus Sicht der Gelotologie

Mitinitiator einer neuen Forschungsrichtung, die sich Gelotologie nennt, (abgeleitet vom griechischen Wort gelos = Lachen) war laut Titze (2007, S. 21) der nordamerikanische Wissenschaftsjournalist Norman Cousins (siehe auch Tabelle therapeutischer Humor), welcher vor rund 30 Jahren an Spondylarthritis erkrankte. Es handelte sich um eine progrediente degenerative Entartung aller Gelenke und der Wirbelsäule, und die Krankheit war mit extrem starken Schmerzen verbunden. Es bestand nur eine schlechte Prognose. In einer Art Selbstversuch und weil Cousins vom negativen und unheilvollen Einfluss destruktiver Gemütszustände auf schwere Erkrankungen wusste, versuchte einen „Umkehrschluss“. Er bemühte sich, sich systematisch und auf jede nur mögliche Art zum Lachen zu bringen. Cousins bestätigte nach zehn Minuten intensivem Lachen ein vorübergehendes Nachlassen der Schmerzen. Zudem konnte er nach intensivem Lachen während zwei Stunden schmerzfrei schlafen. Die subjektiven Erfahrungen Cousins wurden durch Mediziner bestätigt, und die Gelotologen haben in der Zwischenzeit Erklärungen für das Phänomen gefunden. Während des Lachens werden körpereigene Hormone (Katecholamine, Adrenalin und Noradrenalin) gebildet, welche in den Blutkreislauf geschüttet werden. Dieser Prozess ruft eine wirksame Entzündungshemmung hervor. Lachen wirkt sich positiv auf das menschliche Immunsystem aus, gibt Brigitte Stemmer Berk (Berk, 1994, 1996, zit. in Bachmaier, 2007) wieder (S. 28-30).

Der Psychiater William F. Fry gilt als Begründer der Gelotologie (vgl. Bollinger & Lustenberger 2001). In den 1970er-Jahren widerlegte er, dass Humor nur geisteswissenschaftlich, in der Psychologie und Philosophie sowie in der Soziologie zu erfassen sei. Es brauche den naturwissenschaftlichen Blick auf „die Phänomene der Gefühle“ (S. 19).

Bekannt sind Sprichwörter wie „Lachen ist gesund“ und „Lachen ist die beste Medizin“ – aber was wird und kann von Seiten der Gelotologie, der Lachforschung überhaupt untersucht werden? Beim Lachen wird (vgl. Bachmaier, 2007) durch eine intensivere Atmung ein Abbau von Stress erreicht (S. 18). Weiter sei Lachen ein wichtiges Palliativum bei physischen und psychischen Schmerzen und bei Angstzuständen verschiedener Art. In der Forschung der Gelotologie, einer jungen Wissenschaft, werden zusätzliche Eigenschaften des Komischen, des Humors und des Lachens untersucht. Bachmaier (2007, S. 18) zählt dazu:

- Schmerzschwellen werden positiv verschoben

- Burnout-Prophylaxe
- Abbau oder Bewältigung von Konflikten
- Kommunikative und gemeinschaftsbildende Funktionen
- Leistungssteigerung und Verstärkung der Teamidentität von Arbeitsgruppen
- Akzeptanz von Veränderungsprozessen
- Perspektivenwechsel (die Dinge einmal anders sehen)
- Improvisationsflexibilität
- Förderung der Innovationsbereitschaft
- Distanz zu sich selbst gewinnen
- Sich in einem neuen Lichte sehen.

2.3.1 Humor-zugehörige Begriffe

Humor ist individuell, und es ist bekannt, dass nicht alle über das Gleiche lachen können. Die nachstehenden Humor-zugehörigen Begriffe werden vertieft und auf ihre Bedeutung hin genauer umschrieben.

– Lachen / Lächeln

Säuglinge lächeln (Titze & Eschenröder, 2007) in den ersten Lebenswochen süß. Ihr Lächeln wird gemäss der Entwicklungspsychologie des Humors als „unselektiv“ bezeichnet. Vom vierten Lebensmonat an entwickelt sich dann eine selektive Reaktion, welche für die engsten Bezugspersonen vorbehalten ist (S. 26). Der Humorforscher Ruch bezeichnet den emotionalen Prozess, der Lachen und Lächeln beinhaltet, als Erheiterung (zit. in Titze & Eschenröder, S. 16). Reisende berichten, dass Menschen in Asien öfters lachen oder mit einem Lächeln auf dem Gesicht anzutreffen sind. Ein Humorerlebnis wird sichtbar im Lachen definiert vgl. Rubinstein (1985, S. 54, zit. in Titze & Eschenröder, 2007) und beschreibt Lachen als „eine willkürliche Körperreaktion auf eine als angenehm empfundene Emotion, welche von einer Reihe von kleinen, aber heftigen Atembewegungen begleitet wird und gleichzeitig die übrigen Muskeln mehr oder weniger stark lockert“ (S. 17). Man unterscheidet zwischen echtem und gekünsteltem Lächeln oder einem elenden oder tapferem Grinsen (z.B. beim Zahnarzt). Echtes Lächeln wirkt neben einem Zustand heiteren Glücksgefühls auch als Auslöser für positive Emotionen, und Zajonc (1985, zit. in Titze & Eschenröder, 2007) konnte feststellen, dass intensives Lachen die Blutgefässe beeinflusst, welche das Gehirn versorgen. Beim Lächeln wird aus anatomischer Sicht die Atmung nicht unterbrochen (S. 24).

- Fröhlichkeit / Heiterkeit

Erheiternd wirken gemäss Ruch (zit. in Titze & Eschenröder, 2007) alle Reize, die Menschen in einen belustigten Gemütszustand versetzen, woraus Fröhlichkeit, Freude und Vergnügen entspringen. Daraus wiederum werden Lachen und Lächeln angeregt. Ruch unterscheidet zwischen Erheiterung und Heiterkeit. Heiterkeit unterliegt weniger Schwankungen, ist intensiver und weniger von Auslösereizen abhängig. Es gibt Menschen mit wenig heiterer oder heiterer Grundstimmung und solche, denen ein fröhliches Wesen „in die Wiege gelegt“ wurde. Beide sind in unserer Gesellschaft willkommene Charaktereigenschaften (S. 16).

- Komik / Komödie

„Komisch ist alles, was nicht unseren Erwartungen entspricht.“

Willibald Ruch

Der Begriff bedeutet laut Fremdwörter-Duden, 2006⁹, „Die einer Situation oder Handlung innewohnende oder davon ausgehende erheiternde, belustigende Wirkung“. Für die alten Griechen (Titze & Eschenröder, 2007, S. 42) war die Komödie der Rahmen, um das Komische zu entfalten. Das Wort kommt von „komos“, einer zu Ehren von Dionysos gehaltenen Prozession, an der getrunken wurde und obszöne Lieder gesungen wurden. Die präziseste Definition des Komischen werden von Titze und Eschenröder (2007) dem Philosophen Karl Groos (1892) zugesprochen. Laut Groos wird ein Objekt gegeben, das wir für etwas Verkehrtes, Widersprechendes, Unlogisches halten, und es aus diesem Grund mit einem Gefühl der Überlegenheit und ohne Furcht und Mitleid betrachten. Beim Komischen, in der Komödie, wird gemäss Groos „verlacht“, beim Komischen geschieht eine „Erhöhung des Selbstgefühls“ (S. 43).

- Witz

Freud (vgl. Titze & Eschenröder, 2007) befasste sich eingehend mit den Tendenzen des Witzes. Gemäss Freud bezogen sich diese sowohl auf obszöne (sexuelle bzw. skatologische) wie auch auf aggressive Inhalte. Viele Witze leben zudem von tendenziösen Anspielungen auf die Sphäre von Affekten. Für Freud stand unbestreitbar fest, dass auch ein scheinbar harmloser Witz nie tendenzlos ist und tendenziösen Anspielungen im Sinne des Über-Ichs „verboten“ sind. Freud (1928, 1982b, S. 281 zit. in Titze & Eschenröder, S. 58) hielt weiter fest:

«Dynamisch gesehen ist dies eine Überbesetzung des Über-Ichs. Wenn der Witz der Beitrag des Unbewussten zum Komischen ist, so ist der Humor der Beitrag der Komik durch die Vermittlung eines Über-Ichs. Dies ist insofern von Interesse, als wir „Das Über-Ich sonst als einen gestrengen Herrn kennen.» (S. 59)

Häufig werden Witze „missbraucht“, um andere zu verlachen und auszugrenzen (vgl. Kapitel 2.1, b). Es gilt auch hier z.B. zu differenzieren zwischen jüdischem Witz und Judenwitzen. Ersterer hat mit-

unter geholfen, Überlebensstrategien zu entwickeln, zu verfeinern und über sich selbst zu lachen (vgl. Kapitel 3.5), letzterer ist dem Typus „superiority“ Theorien zuzuordnen.

- Ironie

Die Ironie sagt das Gegenteil, von dem, was gemeint ist. Mit Ironie wird in Frage gestellt. Häufig ist bei ironisch geäußerten Werturteilen Aggression im Spiel. Mit Ironie können jedoch auch Gedanken provoziert und angeregt werden. Ironie passt in die Nähe von Sarkasmus und Zynismus (vgl. Überlegenheits- und Aggressionstheorien).

- Spott / Hohn

Beim Spott handelt es sich gemäss Duden Bedeutungswörterbuch, Band 10, um eine „Äusserung, mit der man sich über jemanden oder über etwas lustig macht, bei der man Schadenfreude, auch Verachtung empfindet“ ... oder „jemanden dem Spott der Öffentlichkeit preisgibt“. Weiter sind zum Spott neigende und spöttische Menschen aufgeführt. Das Synonym von Spott ist Hohn. An dieser Stelle soll an den politischen Spott oder Hohn z.B. in einer Diktatur erinnert werden. Er ist eine Möglichkeit, einem ungeliebten und einschränkenden System zu trotzen, wofür (auf diese Weise) Verachtung ausgedrückt wird.

- Sarkasmus / Zynismus

Sarkasmus und Zynismus werden den Überlegenheits- und Aggressionstheorien zugeordnet. Zynismus kann in der Nähe von Spott situiert werden. Ein Mensch kann z.B. nach vielen Enttäuschungen zynisch geworden sein oder mit Zynismus reagieren. Mit Zynismus wird oft die Umwelt bewusst oder unbewusst schockiert. Als Synonyme werden im Duden Bedeutungswörterbuch, Band 10³, Sarkasmus, Spott, Verachtung genannt. Sarkasmus bedeutet „beissender Spott“. Das Wort wurde gemäss Bollinger und Lustenberger (2001, S. 13) aus dem gleichbedeutenden griechischen „sarkasmos“ entlehnt und bedeutet „Zerfleischen“ bzw. Gemetzel.

2.3.2 Funktionen von Humor

*„Das Lachen ist eine kleine Revolte, also ein Aufbegehren
gegen die Normen von Verstand und Moral.“*

George Orwell.

Humor nimmt in der heutigen Gesellschaft an Bedeutung zu. Humor wird oftmals als „soziales Schmiermittel in der Kommunikation“ bezeichnet. Politische Satire und Regime-kritische Cartoons werden von Mächtigen mit Argwohn beäugt. Humor hat ganz unterschiedliche Funktionen. Selten werden diese differenziert hinterfragt. Die folgenden Ausführungen befassen sich mit den unterschiedlichen Funktionen von Humor.

– als “Türöffner” in einem Gespräch

Ein wohlwollendes Lächeln kann ein Gespräch am Anfang überhaupt ermöglichen, massiv erleichtern und einen Gesprächsverlauf positiv beeinflussen.

– zur Reduktion von Spannung

Humor kann Spannungen minimieren, weil zum Beispiel durch ein Lächeln oder durch das Erzählen einer humorvollen Episode vom komplexen oder heiklen Gegenstand eines Gesprächs bewusst abgelenkt werden kann. Dadurch ist ein anderer oder ein neuer Zugang zur Beratung möglich.

– als Gesundheitsprävention

Der Wirkung von Humor, wie unter Punkt 2.3 “Humor aus Sicht der Gelotologie”, widmet Rolf Dieter Hirsch (2007, S. 57 ff., zit. in Bachmaier, S. 67) ein ganzes Kapitel dem Gesundheitsfaktor “Humor am Arbeitsplatz”. Laut Hirsch kann Humor am Arbeitsplatz, vorausgesetzt, es handelt sich nicht um aggressives, abwertendes und unangebrachtes Lachen, die Gesundheitsprävention in folgenden Bereichen fördern:

- physischer und psychischer Genesungsprozess
- Abwehrsystem und Widerstandskräfte
- Selbstvertrauen und Selbstsicherheit
- Aufmerksamkeit und Konzentration
- Kommunikations-Kompetenz
- Interesse, Neugier und Freude am Leben
- Kreativität und Motivation
- „Menschliches, allzu Menschliches“ (im Lächeln/Lachen) auflösen.

Hirsch hält weiter fest, dass Humor

- quälende und chronische Schmerzen
- Gefühle der Einengung, Hilflosigkeit, Verzweiflung und Starre
- quälende Scham- und Schuldgefühle
- Angst, Panik, innere Verspannung

verringert. Humor kann gemäss Hirsch einen Beitrag zur Arbeitszufriedenheit leisten, er kann die Kommunikation sowie die Arbeitsatmosphäre verbessern, helfen, Konflikte zu bewältigen und die Identifikation mit der Firma (Corporate Identity) fördern (S. 71).

- als Überlebensstrategie / um Distanz zu schaffen („coping strategy“)

Das Buch von Viktor Frankl (2007), «... trotzdem Ja zum Leben sagen», Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager, berührt und macht betroffen. Frankl beschreibt unter anderem den „Lagerhumor“ und hält fest, dass es selbst dort Humor gab. Weiter hält Frankl fest:

«Auch der Humor ist eine Waffe der Seele im Kampf um ihre Selbsterhaltung. Ist es doch bekannt, dass der Humor wie kaum sonst etwas im menschlichen Dasein geeignet ist, Distanz zu schaffen und sich über die Situation zu stellen, wenn auch nur, wie gesagt, für Sekunden.» (S. 74)

Laut Frankl wurde mit dem Wille zum Humor in gewisser Weise ein Trick im Sinne von Lebenskunst angewendet, nämlich «die Dinge» in witziger Perspektive zu betrachten. Frankl wetteiferte zum Beispiel mit einem Mitinsassen darum, tagtäglich mindestens eine lustige Geschichte zu erfinden, welche sich nach der Befreiung vom Lagerleben ereignen könnte.

Weiter illustriert der Film von Roberto Benigni «La vita è bella» (1997), in dem ein jüdischer Vater sich und seinem kleinen Sohn auf humoristische Weise „das Lagerleben verschönert“ und es als Spiel erscheinen lässt, eine mögliche Überlebensstrategie in einer unmenschlichen Situation.

Zu erwähnen ist das (alltägliche) Lachen über sich selbst, eine Art Lachen auf der Metaebene. Man wächst dabei über sich hinaus, hält Distanz zu sich selbst und betrachtet eine Situation aus einer ganz anderen Perspektive. Dadurch wird eine gewisse Freiheit gewonnen.

- Aus Sicht der Macht und Kontrolle

Mächtige werden nur ungern verlacht. Es kann gemäss Rothschild, zit. in Bachmaier (2007), nicht vollständig ausgeschlossen werden, dass Lachen für Repräsentanten, für Mächtige bedrohlich werden kann. Nicht immer für ihre Position, häufig jedoch für ihre Glaubwürdigkeit. Erinnern wir uns an bissige Satiren wie Chaplins „Der grosse Diktator“ oder an politische Kabaretts. Witze über Hitler kursierten im Zweiten Weltkrieg, sie durften jedoch nur unter der Gefahr der Folter laut geäussert werden. Im Weiteren ermöglichten und ermöglichen es Cartoons wie „Mafalda“ – ein Cartoon aus dem Argentinien der Diktatur – still und leise über die Generäle zu lachen. Das Gleiche gilt für Persepolis, die Cartoons einer jungen Exil-Iranerin, welche sich kritisch mit dem Mullah-System in ihrer ehemaligen Heimat auseinandersetzt. Auch die Hofnarren sollen unter diesem Punkt nicht vergessen werden. Haben sie durch die am Hof von ihnen verlangte Rolle des Hofnarren nicht immer wieder aktiv an ihrem „Ast“ gesägt und häufig mit dem Leben gespielt? Selbst in demokratischen Staa-

ten wäre es nicht nachvollziehbar, wenn Soldaten bei einer Parade lachten oder PolitikerInnen bei ihrer Vereidigung.

- als soziale Funktion

Eine komische Situation entsteht in einer Gruppe oder zwischen zwei Personen. Es ist bekannt, dass häufiger in Gruppen als alleine gelacht wird. Häufig unterhält ein Gruppenclown die anderen aus der Gruppe mit Zoten und Humor. Gemeinsame Erlebnisse und Komisches schweissen zusammen. Für Hertzler (1970, zit. in Titze & Eschenröder, 2007) ist das Lachen ein „soziales Phänomen“. Die soziale Funktion des Humors ist, wie Ziv (1984, S. 26, in Titze & Eschenröder, 2007) festhält, doppelwertig. Zum einen zielt sie auf das gruppendynamische Innenleben eines sozialen Systems, auf die Interaktivität innerhalb einer Gruppe. Weiter besitzt sie eine adaptive Funktion, weil die Mitglieder einer sozialen Gruppe gegenüber Aussenstehenden ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln können (S. 48). Natürlich werden durch „Aus- und Verlachen“ andere, z.B. ganze (Volks-)Gruppen, ausgegrenzt. Kinder lachen selten alleine, gemäss Foot und Chapman (1976, S. 190, zit. in Titze & Eschenröder, 2007) sind die Autoren überzeugt, dass Kinder nur in Gegenwart anderer wirklich lachen (S. 48).

- zur Abgrenzung

Hirsch hält in Bachmaier (2007) fest, dass Humor helfen kann, sich von belastenden Situationen zu distanzieren (dissoziieren), dass durch Humor das Streben nach Perfektionismus verringert wird, Situationen umgedeutet werden können, Kreativität gefördert und die Angst vor einer unangenehmen Situation verringert wird (S. 76). Humor hilft, eine belastende Situation mit einer Humor-Intervention „zu verlassen“ bzw. zu unterbrechen, wodurch ein neuer Zugang möglich ist.

- zur Psychohygiene

Lachen ist ansteckend und tut gut. Sozialarbeit ist oft belastend, und es sind häufig nur kleine Fortschritte erkennbar. Gemäss Hirsch (zit. in Bachmaier, 2007) ist die „Trotzmacht“ Humor geradezu lebensnotwendig. Sie ist ein „soziales Schmiermittel“ und kann schlagartig angespannte Situationen verändern und einem Burnout – häufig in sozialen und beratenden Tätigkeitsfeldern anzutreffen – vorbeugen (S. 81).

2.3.3 Anwendungsgebiete von Humor-Interventionen

Anwendungsgebiet Psychotherapie

In diesem Kapitel sollen auf der Basis der vorgängig beschriebenen Funktionen von Humor Überlegungen angestellt werden, inwiefern Humor ein psychologisches Potenzial aufweist und therapeu-

tisch weiterentwickelt werden kann. Weiter soll herausgeschält werden, wie neben Anwendungen in der Psychotherapie Humor in den Bereichen Therapie, Coaching, Pädagogik und Teamentwicklung angewandt werden kann.

Bereits Freud, Adler, Erickson und vor allem Frankl (zit. in Hain, 2008) attestieren dem Humor eine therapeutische Wirkung. Im Kapitel 2.2 der Diplomarbeit wird die Entstehung und Bedeutung von Humor in der Psychotherapie des 19. Jahrhunderts zusammengefasst.

Humor im psychotherapeutischen Bereich anzuwenden, bedingt besondere Achtsamkeit. Es handelt sich um einen sehr sensiblen Bereich. Therapeutische Arbeit mit Humor setzt zudem voraus, die eigene Rolle aus humorvoll wohlwollender Distanz zu beleuchten. Laut Hain (2008, S. 3) geht es in der psychotherapeutischen Anwendung nicht darum, KlientInnen mit Witzen zu unterhalten und zum Lachen zu bringen, sondern um eine Fähigkeit, mit Humor in kurzer Zeit Zugang zu Ressourcen und neuen Perspektiven zu finden.

Vor allem im englischsprachigen Raum erforschen viele Fachleute sowohl die physiologischen und emotionalen Wirkungen von Humor als auch die psychotherapeutische Anwendung von Humor. Die empirischen Studien beziehen sich auf die physiologische (messbare) Wirkung von Lachen. Im deutschsprachigen Raum existieren bedeutend weniger Veröffentlichungen. Vor allem Titze, Eschenröder und Salameh wie auch Bernhardt (zit. in Hain, 2008, S. 1) geben einen Überblick über die philosophischen Wurzeln sowie die psychotherapeutische Wirksamkeit von Humor. Bei Ruch (zit. in Hain) finden sich Übersichtsarbeiten zur psychologischen Grundlagenforschung im Bereich Heiterkeit, Lachen und Humor.

Frank Farrelly (vgl. auch „der provokativer Stil), Sozialarbeiter in einem psychiatrischen Krankenhaus in Madison (Wisconsin, USA) entwickelte einen provokativen Therapieansatz (vgl. Titze & Eschenröder, 2007, S. 97f). Farrelly war zur Überzeugung gelangt, dass auch schwer gestörte PatientInnen nicht ausschliesslich hilflose Opfer ihrer Vergangenheit und Krankheit sind, sondern auch die Möglichkeit haben sollten, zwischen „Verrücktheit“ (dauerhafter Hospitalisierung, keine Verantwortung für das eigene Verhalten übernehmen) und konstruktiver Veränderung zu entscheiden. Gemäss Farrelly verändern sich Menschen vor allem dann, wenn sie mit einer Herausforderung konfrontiert werden und ihr Potenzial zu handeln, freigesetzt wird.

- zum Beispiel: die paradoxe Humor-Intervention nach Viktor Frankl und reframing

Unter diesem Punkt verweist die Verfasserin zusätzlich auf den Punkt 2.2 „Humor im historischen Kontext der Psychotherapie“. Daraus ist die Entstehung der paradoxen Intervention in der Psychotherapie und deren Weiterentwicklung ersichtlich. Bereits 1914 hat sich Alfred Adler (zit. in Titze & Eschenröder, 1998, S. 66) mit dieser Art einer paradoxen Intervention befasst. So berichtet er von einem seine Familie tyrannisierenden Mädchen, das sich jeden Tag stundenlang die Haare frisierte

und in Weinkrämpfe verfiel. Es wurde von Adler aufgefordert, ein grosses Blatt über seinem Bett mit dem Text „Jeden Morgen muss ich meine Familie in grösste Spannung versetzen!“ aufzuhängen. Ebenfalls in Titze und Eschenröder (1998, S. 41) wird Adler als sehr humorvoller Mensch beschrieben, der jedoch nie verletzend war. Er habe es verstanden, „lächelnd die Wahrheit zu sagen“.

Was aber macht eine paradoxe Intervention aus? Bei einer paradoxen Intervention, oder gemäss Frankl bei einer paradoxen Intention, soll den KlientInnen innerhalb der individualpsychologischen Therapie die Privatsicht bewusster gemacht werden. Weiter sollen die inkongruenten Bezugssysteme integriert werden. Vereinfacht gesagt, soll das widersinnige, widersprüchliche und unlogische Verhalten gespiegelt, umgedeutet (reframing) bzw. „übersetzt“ werden.

Vor allem Frankl war es gemäss Titze und Eschenröder (2007), der auf dem Hintergrund seiner Existenzanalyse gezielte Interventionsformen (bei Frankl als Intentionen bezeichnet) durchführte, wobei er den Bezug zum Humor ausdrücklich und konsequent herstellte. Paradoxe Humor-Interventionen zielen auf einen Wandel der Einstellung ab. Mit zum Teil überzeichneten „Bildern“ wird KlientInnen aufgezeigt, woran sie leiden. Das Problem kann dadurch je nach Situation etwas relativiert werden. TherapeutInnen sollen, so Frankl (zit. in Titze & Eschenröder, S. 80) sich an dieser Art „Umstellungsprozess“ aktiv beteiligen, sie sollen ihren eigenen „Mut zur Lächerlichkeit“ unter Beweis stellen und dadurch die Humorreaktion in Gang bringen.

Wenn zum Beispiel ein Neurotiker gelernt hat, seine Angst-Symptome der Lächerlichkeit preiszugeben, könnte dieser Angst „der Wind aus den Segeln genommen“ werden. Wodurch der Klient einen gewissen Abstand zum Problem gewonnen hätte.

Nebem dem „reframing“, dem Umdeuten, zeichnen Titze und Eschenröder (2007, S. 127 f.) weitere therapeutische Humortechniken, wovon in den Kapiteln 4 und 5 vor allem die paradoxe Intention nach Frankl und der provokative Humorstil vertieft werden. Dabei wird darauf geachtet, Humor im psychotherapeutischen Kontext in die Sozialarbeit einfliessen zu lassen.

Im Kapitel «paradoxe Interventionen» werden in der Diplomarbeit von Hermann Bollinger und Lustenberger (2001, S. 47 f.) neben dem „reframing“, auch das «Umetikettieren» – die betroffene Person betrachtet zum Beispiel ihr Verhalten unter einem anderen Blickwinkel – und die «Symptomverschreibung» dargestellt. Einer depressiven Frau wird gar verschrieben, «sich in einer bestimmten Situation depressiv zu verhalten». Es wird weiter die «Verblüffungsmethode» erwähnt; dabei sollen Muster durch Verblüffungseffekte unterbrochen werden, was die Beteiligten zum Lachen bringt und Spannungen lösen kann. Laut von Schlippe und Schweitzer (2003) ist die Umdeutung eine bedeutvolle Interventionsform, indem einem Geschehen ein neuer Rahmen gegeben wird. Im Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung finden sich verschiedene praktische Reframing-Übungen (S. 177 f.).

- der provokativer Stil nach Frank Farelly

„Das Leben ist zu wichtig, um ernst genommen zu werden.“

Oscar Wilde

Der Sozialarbeiter (!) Frank Farelly entwickelte (zit. in Titze & Eschenröder, 2007, S. 97 f.) in den 1960er-Jahren in einer psychiatrischen Institution einen Therapieansatz, der als provokative Therapie bezeichnet wird (siehe auch 2.2, Humor im historischen Kontext der Psychotherapie). In der provokativen Therapie spielt der Humor im Gegensatz zu allen bisher vorgestellten Therapien eine wesentliche Rolle. Farelly hat seine KlientInnen nie nur als hilflose Opfer betrachtet. Er gab ihnen bewusst die Möglichkeit, sich für ihre ganz persönliche „Verrücktheit“ aktiv zu entscheiden. Weiter formulierte Farelly eine Reihe von Postulaten, welche seinem Therapieansatz zugrunde liegen. Wie kam Farelly zu seinem provokativen Ansatz? Weil er es nach ständiger Wiederholung, „der Patient sei sehr wohl wertvoll, nützlich und imstande, sich zu ändern“, leid war, mit dem Patienten herumzustreiten, begann er plötzlich, dem negativen Selbstbild des Patienten spasshaft, aber heftig beizupflichten. Fast unmittelbar darauf lachte der Patient los und protestierte, er sei doch nicht so „doof“……. Die provokative Intervention nach Farelly nahm ihren Anfang.

- Humor in Geriatrie und Pädiatrie

Bereits in den 1960er-Jahren hat in den USA William F. Fry (siehe auch Punkt 2.2, Humor im historischen Kontext der Psychotherapie), der Begründer der Gelotologie, die Arbeit von Komödianten, Kabarettisten und Clowns analysiert. Die Bedeutung der Arbeit von Clowns wurde dokumentiert. Es entstanden Weiterbildungszentren für KinderärztInnen, Pflegepersonen und SozialarbeiterInnen. In pädiatrischen Kliniken und zu einem späteren Zeitpunkt auch in geronto-psychiatrischen Abteilungen und in Altersheimen wurde «die sanfte Macht der Poesie» (Reportage im Beobachter 4/2008) eingesetzt. Kranken Kindern und besorgten Angehörigen wird ein Lächeln auf das Gesicht gezaubert, und sie erleben kurze Momente der Entspannung. Begegnungscloowns brachten und bringen den Demenzkranken Momente der Heiterkeit und eine willkommene Abwechslung. Der Humor wird nicht allein dem Zufall überlassen, sondern bewusst eingesetzt.

2.3.4 Physische und psychische Wirkungen von Humor

«Lachen ist die beste Medizin», hält HumorCare in einem Aufsatz «Lachen und Lebenskunst» auf ihrer Internet-Homepage fest. Lachen und Erheiterung tragen dazu bei, negativem Stress vorzubeugen, Humor kann bei Bluthochdruck, Herzleiden, Angst, Depressionen, Magengeschwüren und bei vielem mehr helfen. In den letzten zwanzig Jahren wurden deswegen weltweit umfassende Forschungen durchgeführt. Positive Auswirkungen von Humor auf verschiedene Funktionen des Körpers wurden bezüglich wissenschaftlich belegt. Lachen bewirkt die Freisetzung von Glücksstoffen, von Endorphinen, welche zur Entspannung führen. Organe werden besser durchblutet und

dadurch mit Sauerstoff versorgt. Lachen und Erheiterung aktivieren das Gehirn und das Zusammenspiel beider Gehirnhälften. Weitere Aspekte von Humor aus physischer Sicht sind in Kapitel 2.3 „Humor aus Sicht der Gelotologie“ und in Punkt 2.3.2 „Funktionen von Humor, Gesundheitsprävention“ ersichtlich. Therapeutischer Humor ist in den USA Bestandteil der theoretischen und praktischen Ausbildung von Pflegepersonal (Robinson 1995, S. 13, zit. in Titze & Eschenröder). Bereits in den 1980er-Jahren wurde von Krankenschwestern die Fachgesellschaft „Nurses for Laughter“ gegründet. Eine humorvolle Einstellung ermöglicht es den PatientInnen und Angehörigen, auf ernste Themen einzugehen und notwendige Therapien zuzulassen, wodurch auf subtile Art Angst, Stress und Spannung humorvoll begegnet werden kann. Eine wichtige Bedeutung fällt auch der präventiven Anwendung im Hinblick auf das Burnout-Syndrom zu. Zu erwähnen sind die Clowns im Bereich Pädiatrie und Gerontopsychiatrie, welche die Genesung je nach Situation positiv beeinflussen oder kurze Momente der Erleichterung ermöglichen. Zum richtigen Zeitpunkt eingesetzt, kann eine Pappnase helfen, Schwieriges, schwer zu Akzeptierendes leichter zu ertragen (vgl. Kapitel 2.2 „Humor im historischen Kontext der Psychotherapie“).

Nach Salameh (zit. in Hain, 2008, S. 2) lassen sich drei Dimensionen der Wirkung aus psychotherapeutischer Sicht von Humor unterscheiden:

Emotionale Wirkungen	Kognitive Wirkungen	Kommunikative Wirkungen
Humor löst Hemmungen reaktiviert verdrängte Affekte ermöglicht einen unmittelbaren und spontaneren Austausch menschlicher Gefühle führt im therapeutischen Setting zur Gleichwertigkeit.	Humor regt kreative Potenziale an aktiviert Entscheidungsprozesse und ermöglicht einen Perspektivenwechsel sensibilisiert für neue Zusammenhänge fördert eine explorierende Haltung gegenüber scheinbar unumstösslichen Gegebenheiten und hilft, rigide Verhaltensmuster durch flexiblere zu ersetzen.	Humor wirkt erfrischend, entspannend und anregend trägt zu einer freundlich-konstruktiven Beziehung bei und festigt das „Arbeitsbündnis“ Humor reduziert „Erhabenheitsansprüche“ der TherapeutInnen, fördert ein Klima der Offenheit und Gleichwertigkeit und reduziert die Widerstandsbereitschaft der KlientInnen.

2.4 Humor in der Sozialen Arbeit

Häufig bewegt sich die Soziale Arbeit in einem schwierigen Umfeld. KlientInnen in schwierigen, schier aussichtslosen oder zerrütteten Lebenslagen brauchen kompetente Unterstützung, Beratung oder einen «nicht wertenden Blick». Chronisch kranke oder psychisch gezeichnete KlientInnen brauchen Verständnis, manchmal etwas Zuwendung – wieso nicht bespickt mit einem Quäntchen Humor? In diesem Kapitel soll untersucht werden, inwieweit [leider laut Interpretation der Verfasse-

rin bisher vernachlässigt] Humor (s)einen Platz in der Sozialen Arbeit hat und wie sich Möglichkeiten und Grenzen von Humor in der Sozialen Arbeit gestalten. Es sollen zudem Überlegungen angestellt und Möglichkeiten geprüft werden, inwieweit die Anwendung von Humor innerhalb der Psychotherapie auf die Soziale Arbeit übertragen und angewandt werden können. Dabei muss klar sein, dass die zwei Berufe nicht vermischt werden [Meinung der Verfasserin]. SozialarbeiterInnen sind in der Regel nicht als TheurapeutInnen tätig.

Humor in der Sozialen Arbeit existiert. Er hängt jedoch eher mit dem zufällig «heiteren» Charakter der im Sozialbereich Tätigen zusammen und wird zudem nicht systematisch angewandt. Bis heute finden Theorien über sinnvolle Humor-Interventionen in der Sozialen Arbeit (noch) keinen Platz in der Ausbildung (siehe auch Kapitel 5.3). In verschiedenen Weiterbildungsverzeichnissen der Hochschulen für Soziale Arbeit werden erst einzelne Seminare zum Thema «Humor in der Sozialen Arbeit» angeboten.

Humor bzw. passende Humor-Interventionen im Sozialen Bereich müssen jedoch zuerst in einen ganzheitlichen Kontext gesetzt werden. Humor gilt es, in jedem Bereich situativ richtig, gezielt und in der passenden Dosierung einzusetzen. Bevor mit Humor in der Sozialen Arbeit gearbeitet werden kann, muss das psychosoziale Beratungssetting sorgfältig vorbereitet sein. Hilfreich dafür ist das „Luzerner Modell“ –ein multiperspektivisches Handlungsmodell (Script Handlungstheorie, 2007), wobei nach einer differenzierten **Problem- und Ressourcenanalyse** und dem Klären der Ausgangslage und des Auftrages, gemeinsam mit den KlientInnen mit Hilfe eines Problemlösungsprozesses **Veränderungsziele** vereinbart werden. Ein **Hilfsplan**, unterstützt weiter die Steuerung des Problemlösungsprozesses und ermöglicht das Anpassen an veränderte Gegebenheiten. Das Handlungsmodell wird mit einer differenzierten **Evaluation** abgeschlossen (I Problemorientierung, II Lösungsorientierung, III Handlungsorientierung und IV Prozessorientierung).

2.4.1 Bei Beratenden (z.B. zur Psychohygiene)

Weil in der Sozialarbeit mit KlientInnen häufig nur kleine Schritte getan werden können, zudem ganz verschiedene Einflussfaktoren (wie zeitliche und finanzielle Ressourcen, gesetzliche Bestimmungen, verschiedene Interessen und Akteure usw.), eine Rolle spielen, ist ein regelmässiger und ressourcenorientierter Austausch unter SozialarbeiterInnen wichtig und wertvoll. Humor kann im Sinne von Psychohygiene helfen, Schwierigkeiten lustvoller zu bewältigen bzw. aus einem anderen Blickwinkel oder von einer anderen Ebene aus zu betrachten.

2.4.2 Bei KlientInnen

KlientInnen kann Humor den Einstieg in ein schwieriges Beratungsgespräch erleichtern. Der Humor kann mithelfen, eine andere Perspektive über nötige Schritte einzunehmen und falls möglich Dis-

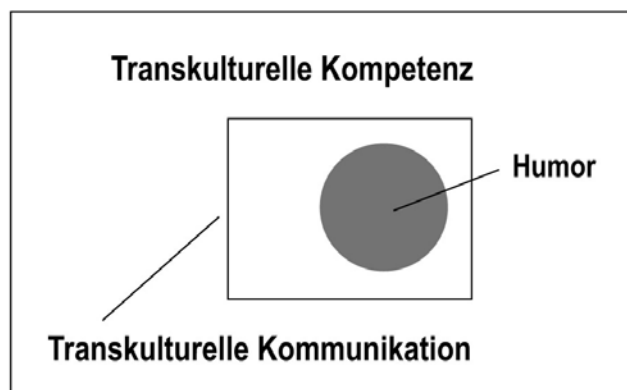
tanz zu einem grösseren Problem zu schaffen. Humorvolle Kommunikation kann zudem helfen, das beschämende Gefühl, auf Hilfe angewiesen zu sein, zu relativieren.

2.4.3 In der Interaktion zwischen Beratenden, KlientInnen und Angehörigen

Beispielsweise in einer HelferInnen-Konferenz (vgl. vorgängiger Abschnitt) kann Humor schwierige Einstiegsmomente erleichtern und eine «verfahrene» Situation verändern. Eine eisige Gesprächsatmosphäre kann unter Umständen durch feinen Humor positiv verändert und der Situation angepasst werden.

3 Humor als Teil transkultureller Kompetenz

Ein Mensch hat Humor oder er hat keinen! Humor ist eine wohlgeschätzte Charaktereigenschaft, die einen Kommunikationsverlauf zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturen erleichtern und würziger gestalten, aber auch erschweren kann. Humor macht nicht Halt vor sozialer Herkunft, religiöser, kultureller oder politischer Zugehörigkeit. Im Kapitel 3 sollen vorerst neue Begrifflichkeiten von Migration definiert, erklärt und kritisch hinterfragt werden. Neuere Konzepte in Bezug auf Migration werden in den gesellschaftlichen Kontext der heutigen Zeit gestellt. Verschiedene Herausforderungen, die der gesellschaftliche Wandel mit sich bringt, bedingen immer grössere Kompetenzen in der transkulturellen Sozialarbeit. Im Kapitel 3.2 werden diese Kompetenzen benannt. Dabei geht es nicht einzig um „Länderwissen“ oder Wissen über Traditionen und Kulturen. Nach Eicke und Zeugin (2007) handelt es sich dabei um umfassende Fähigkeiten, die es ermöglichen, sich in soziokulturellen Begegnungssituationen zu orientieren und der Situation entsprechend reflektiert zu handeln (S. 37). Innerhalb der erwähnten transkulturellen Kompetenz ist die transkulturelle Kommunikation angesiedelt, Humor ist ein Teil von ihr. Um die Kommunikation im transkulturellen Bereich etwas zu erleichtern, kann Humor je nach Situation das <Schmiermittel> dazu darstellen. Es gilt natürlich abzuklären, ob der eingesetzte Humor verstanden wird, ob er in die Situation passt und nicht verletzend und ausgrenzend ist (vgl. mit Kapitel 4).



(Abb. I: Darstellung der Verfasserin)

Ein Zitat aus unbekannter Quelle beschreibt das Lächeln als «kürzesten Weg zwischen zwei Menschen», der eine davon könnte ein Fremder sein. Abschliessend muss festgehalten werden, dass innerhalb der Transkulturalität der Humor bis heute nur ansatzweise erforscht wurde (vgl. Experteninterview mit Gelotologe Willibald Ruch betreffend transkulturellem Humor, Kapitel 5.3).

3.1 Transkulturalität

Um auf den neueren Begriff der Transkulturalität eingehen zu können, ist es nötig, vorerst „Kultur“ als Begriff zu erklären, zu definieren. In der Zeitschrift „Kulturaustausch“ vom Januar 2002, setzt sich Wolfgang Welsch in einem Aufsatz im Internet mit dem Netzdesign der Kulturen auseinander. Er stellt sich unter anderem die Frage, ob wir unsere Vorstellung vom Kulturbegriff überdenken müssen. Gemäss Welsch (1/2002) wurde zum ersten Mal im 17. Jahrhundert von Samuel von Pufendorf der Begriff der „Kultur“ zum Generalbegriff aller Tätigkeiten eines Volkes, einer Gesellschaft und Nation verwendet. Hundert Jahre später erhielt der globale Kulturbegriff durch Johann Gottfried Herder eine verbindlichere Form. Herder charakterisierte den Kulturbegriff durch drei Punkte: die ethnische Fundierung, die soziale Homogenisierung und die Abgrenzung nach aussen. Auch andere Kulturbegriffe zielen auf Abgrenzung ab: sei es zur Zeit des Kolonialismus die Unterscheidung zwischen Kulturuntreuen und kulturlosen „Wilden“; sei es mit dem Aufkommen der nationalistischen Bewegungen die Differenzierung (gleichwertiger) Nationalstaaten aufgrund ihrer (unterschiedlichen) Kultur. Diese „Kultur“ dagegen wird als einheitliches, verbindliches Gebilde konstruiert.

Diese traditionellen Kulturkonzepte sind schon lange nicht mehr haltbar, moderne Gesellschaften sind hoch komplex und differenziert, und Lebensformen sind schon lange nicht mehr einheitlich. Gemäss Welsch (2002) ist das traditionelle Kulturkonzept unfähig, der regionalen, sozialen, funktional divergierenden Kultur gerecht zu werden. Weiter erwähnt er die Besonderheiten einer wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen oder religiösen Kultur, welche keinen Platz im traditionell verstandenen Kulturkonzept haben. Zudem ist gemäss Welsch die ethnische Fundierung der Kulturen nicht einzig wegen der deutschen Geschichte des vergangenen Jahrhunderts äusserst problematisch, solche Definitionen sind für Welsch an sich imaginär und fiktiv. Die von Herder beschriebenen Kulturen als Kugeln oder autonome Inseln bereiten politischen Konflikten und Kriegen einen willkommenen Nährboden. Welsch (2002) plädiert dafür, dass es heute darauf ankommt, die Kulturen jenseits des Gegensatzes von Eigenkultur und Fremdkultur zu denken.

Von Inter- zur Multikulturalität...

Welschs Kritik an der Interkulturalität setzt vor allem bei deren Insel- [Kultur als in sich abgeschlossene Kugel) bzw. Kugelthese an. Er lehnt sie wegen ihres separatistischen Verständnisses ab. Im Unterschied zum Begriff «transkulturelle Kompetenz» birgt der interkulturelle Ansatz ein in sich geschlossenes System einer oder verschiedener Kulturen in sich. Das Trennende wird dadurch stärker in den Vordergrund gestellt als Gemeinsamkeiten und Ressourcen (Eicke & Zeugin, 2007, S. 37). Für Welsch greift auch das Konzept der Multikulturalität zu kurz. Bei diesem Konzept, welches von einem traditionellen Kulturverständnis ausgeht, findet keine wirkliche Verständigung zwischen den heterogenen Kulturgruppen statt.

In progressiven Kreisen wurde Multikulturalität über Jahre als die Möglichkeit einer fortschrittlichen Integration gepriesen und Fremdes einseitig hochstilisiert [Überzeugung und Erfahrung der Verfasserin] und dadurch Eigenes, Traditionelles und Herkömmliches negativer bewertet. Multikulturalismus war jedoch auch gedacht als Relativierung der postkolonialen Überlegenheits- und Mehrheitsgesellschaften. Wenn auch auf der Seite der Beteiligung von Minderheitsgruppen an Entscheidungen und Lebensformen einiges erreicht worden ist, so zeigt diese Politik der Nichteinwirkung heute auch ihre Grenzen (z.B. in England und den Niederlanden).

... zur Transkulturalität

Transkulturell findet vermehrt ein [echter] Austauschprozess zwischen den Kulturen statt. Neben dem veralteten Schema „Freund-Feind“ sind auch die scheinbar stabilen Kategorien von Eigenheit und Fremdheit überholt. Welsch (2002 „Kulturaustausch“) hält fest: „Es gibt nicht nur kein strikt Eigenes, sondern auch kein strikt Fremdes mehr“ (S. 3). Anstelle der separierten früheren Einzelkulturen ist eine interdependente Globalkultur entstanden, die nationale Kulturen verbindet und bis in Einzelheiten (Makro- und Mikroebene) hinein durchdringt.

Bei Transkulturalität handelt es sich um einen neueren Begriff im Migrationskontext. Für Thomas Zeltner, Direktor Bundesamt für Gesundheit (zit. in Domenig, 2007), ist das Vermitteln zwischen unterschiedlichen Lebenswelten eine anspruchsvolle und auch belastende Aufgabe, welche in unserer Gesellschaft zusehends an Bedeutung gewinne. Sie sei noch viel zu wenig anerkannt. Transkulturelle Kompetenz setze eine intensive Auseinandersetzung mit den eigenen Wertvorstellungen voraus und die Neugier, sowohl Fremdes wie auch Eigenes zu verstehen (S. 10 f.).

Domenig (2007) übernimmt von Welsch den neuen Begriff der Transkulturalität wie folgt:

„Unsere Kulturen haben de facto längst nicht mehr die Form der Homogenität und Separiertheit, sondern sind weitgehend durch Mischungen und Durchdringungen gekennzeichnet. Diese neue Struktur der Kulturen bezeichne ich, da sie über den traditionellen Kulturbegriff hinaus- und durch die traditionellen Kulturgrenzen wie selbstverständlich hindurchgeht, als transkulturell.“ (Welsch, 1999, S. 51, zit. in Domenig, 2007)

Der Begriff Transkulturalität sei, so Domenig (2007), jedoch auch widersprüchlich. Auf der einen Seite wird das Konzept „Einzelkulturen“ [Interkulturalität] kritisiert, andererseits wird trotzdem auf dem Begriff beharrt, obwohl dieser die Existenz von „Kulturen“ wiederum voraussetze (S. 173).

Welsch (1999, S. 51) deutet mit Transkulturalität vielmehr auf einen Übergangsprozess hin, in dem das Weben neuer transkultureller Netze auf der Basis vorhandener Kulturen möglich sei (ebd.: 68-69, zit. in Domenig, 2007).

Wichtig für die Sozialarbeit im transkulturellen Bereich sind die zusätzlichen Kompetenzen, welche Domenig (2007) von transkulturell kompetenten Fachpersonen erwartet. Lebensweltliche Prägungen und Vorurteile müssen regelmässig reflektiert werden, und Offenheit gegenüber denjenigen von

Fremden ist ein Muss. Lebensweltliche Prägungen von Fremden sollten differenziert gedeutet und erfasst werden. Dabei soll vermieden werden, MigrantInnen zu stigmatisieren oder selbst in gängige Stereotypen zu verfallen (S. 176).

Asit Datta (2005) übernimmt eine Aussage von Welsch, der behauptet, dass die Konzepte der Multi- und Interkulturalität einen gewissen separatistischen Charakter der Kulturen in sich tragen, die Grenzen zwischen Eigen- und Fremdkultur porös geworden seien und dass je länger je mehr eine Vernetzung der Kulturen in Richtung Hybridisierung – Verschmelzung und Vermischung der Ursprungs- und der Aufnahmekultur – stattfinde (S. 6).

Der neuere Begriff der Transkulturalität baut stärker auf Ressourcen und nicht auf Defiziten der MigrantInnen auf. Er bedingt jedoch, dass Fachpersonen, z.B. SozialarbeiterInnen und Pflegefachleute, betreffend transkulturelle Kompetenz sich ihrer eigenen Wurzeln, Traditionen und Prägungen im Sinne von Selbstreflexion bewusst sind und dass die Gesetze und Normen des Aufnahmelandes klar kommuniziert, durchgesetzt und von MigrantInnen respektiert werden. Laut Eicke und Zeugin (2007) stehen beim transkulturellen im Unterschied zum interkulturellen Ansatz die Gemeinsamkeiten im Zentrum, welche einen Ausgangspunkt für reziproke Verständigungs- und Integrationsprozesse bilden (S. 37).

Ein Teil der von SozialarbeiterInnen benötigten transkulturellen Kompetenz ist die transkulturelle Kommunikation, wozu Humor gezählt werden kann (vgl. Abb. I, Seite 24).

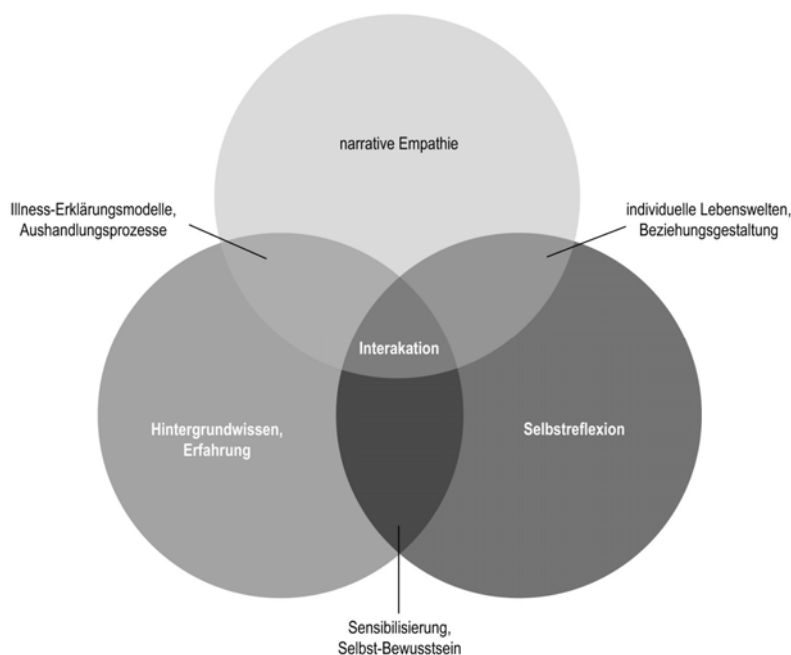
3.2 Transkulturelle Kompetenz in der Arbeit mit MigrantInnen

Auch in diesem Kapitel soll der neuere Begriff «transkulturelle Kompetenz» von der interkulturellen Kompetenz her beleuchtet werden. Darunter versteht Roost Vischer (zit. in Ledergerber & Ettlín, 2006) die Bereitschaft und Fähigkeit, die eigene Kultur und die Einbettung darin sowie die eigene Identität zu reflektieren. Eigene Werte, Regeln, Normen und Erwartungen sollen dabei nicht aufgegeben werden. Sie werden aber nicht als einzig gültig und richtig angesehen. Interkulturelle Kompetenz bedeutet, sich bewusst zu sein, dass Unterschiede existieren, diese zu erkennen sowie andere Perspektiven wahrzunehmen, zu akzeptieren und zu respektieren. Kulturelle Differenzen, Unterschiede des Geschlechts, der Hautfarbe sowie der Religion sollen weder zu stark betont noch geleugnet werden. Ledergerber und Ettlín (2006) halten fest, dass alle Menschen ein Recht auf Gleichwertigkeit, auf grundsätzliche Gleichbehandlung haben und gleichzeitig darauf, anders zu sein.

Aus Sicht der Verfasserin ist es enorm wichtig, nicht mit MigrantInnen zu „verschmelzen“, den anderen Menschen nicht zu erhöhen, und eigene Traditionen und Werte nicht zu negieren sondern zu kommunizieren. Gleichzeitig ist es unumgänglich, offen für Ressourcen und Kompetenzen der MigrantInnen zu sein, und diese, falls möglich, einfließen zu lassen.

Gemäss Roost Vischer (2006) können Kurse für interkulturelle Kompetenz die Gefahr einer Typisierung und Fixierung von kulturellen Unterschieden beinhalten; auch aus diesem Grund spricht man heute eher von transkultureller Kompetenz. Dies bewusst im Sinne von kulturübergreifend, und Roost Vischer hält weiter fest, wie wichtig es ist, mit einem soziokulturellen Umfeld umgehen zu können und gleichzeitig das Individuum in den Vordergrund zu stellen (S. 1).

Mit transkultureller Kompetenz definiert Domenig (2007) die Fähigkeit, individuelle Lebenswelten in der besonderen Situation und in unterschiedlichen Kontexten zu erfassen, zu verstehen und entsprechende, angepasste Handlungsweisen daraus abzuleiten. Dabei müssen eigene Prägungen, Vorurteile und Werthaltungen laufend überprüft sowie Kulturzuweisungen und Stereotypisierungen hinterfragt und vermieden werden (S. 176). Nicht kulturspezifisches Wissen steht im Vordergrund, sondern Hintergrundwissen über Kulturen und über wirtschaftliche und politische Systeme, Grund- und Menschenrechte, Unterschiede in der sozialen Organisation (individuumszentriert versus soziozentriert) sowie über mögliche Gründe, die für Männer, Frauen und Kinder zu einer Migration geführt haben.



(Abb. IV: Domenig, 2007, S. 175)

Mit Illness-Erklärungsmodellen, Aushandlungsprozessen meint Domenig den Bereich, der gemeinsam ausgehandelt werden muss. Das Gleiche gilt für die individuelle «Beziehungsausgestaltung» innerhalb der unterschiedlichen Lebenswelten.

Laut Eicke und Zeugin (2007) sollen transkulturelle Kompetenzen in einen Zusammenhang mit Schlüsselqualifikationen gestellt werden, welche aus den vier Kompetenzbereichen (Fach-, Handlungs-, Sozial- und Personalkompetenz) zusammengesetzt sind. Waren in den 1970er-Jahren das

richtige Verhalten, Umgangsformen, Erscheinung und Körpersprache – die „dos and don'ts“ – von Bedeutung, rückten in den 1980er-Jahren kulturelle Fragen und Einstellungen zu anderen Kulturen sowie Fragen zu Werten in den Vordergrund. Seit den 1990er-Jahren sind die transkulturellen Kompetenzen vielfältiger geworden. Es wird Wert auf ein vertieftes Kulturverständnis gelegt, Besonderheiten bei der Interaktion zwischen Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, soziale Kompetenzen sowie gute allgemeine Kommunikationsfähigkeiten und -fertigkeiten sind gefragt (S. 36). Sozial Tätige haben bereits seit langer Zeit mit „Fremden“, mit aus der Norm fallenden Menschen zu tun, was zur Folge hat, dass ein Verständnis für Bedeutung und Inhalte interkultureller Kompetenzen zur Sozialarbeit gehört. Wie bereits erwähnt (vgl. Punkt 3.3.1), bezieht sich der interkulturelle Ansatz eher auf ein in sich geschlossenes Kultursystem, auf Kulturkreise, die sich in ihrer Geschlossenheit gegenüberstehen, wodurch Defizite und Trennendes in Kommunikation und Beratung ins Zentrum gestellt werden. Aus diesem Grund wird nicht nach Gemeinsamkeiten und Ressourcen gesucht (Eicke & Zeugin, S. 37). Im Kapitel 4 findet eine differenzierte Auseinandersetzung mit Schlüsselqualifikationen innerhalb einer transkulturellen Zusammenarbeit mit MigrantInnen statt, und die verschiedenen Voraussetzungen werden aufgelistet (vgl. Eicke & Zeugin, S. 38 f.). Ganz allgemein kann festgehalten werden, dass transkulturelle Kompetenzen heute notwendige Schlüsselkompetenzen im Kontext von gesellschaftlichen, demografischen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen darstellen. Eine dynamische Zusammensetzung vielfältiger Fähigkeiten, kulturelle Begegnungen ressourcenorientiert zu gestalten, sich darin zurechtzufinden und reflektiert zu handeln, sind gefragt (S. 37).

3.3 Transkulturelle Kommunikation in der Sozialen Arbeit

Kommunikation auf transkultureller Basis bezieht sich auf das neuere Verständnis der Transkulturalität. Matoba (2000) beschreibt in seinem Beitrag „Dialogkompetenz in der transkulturellen Kommunikation“ (publiziert in Caspary & Matoba, 2000) eine neue Methode der transkulturellen, auf dem Dialog basierenden Kommunikation. Er fasst zusammen:

„Will man mit Fremden in einen Dialog eintreten, so ist es notwendig, eine transkulturelle kommunikative Kompetenz zu entwickeln, die neben dem kulturspezifischen Code universell gültig ist“ (S. 55).

Für Eicke und Zeugin (2007, S. 38 f.) werden die Kompetenzen der transkulturellen Kommunikation auf die verschiedenen Ebenen der Fach-, der Handlungs-, der Methoden- sowie der Sozial- und Selbstkompetenz zugeteilt (vgl. Kapitel 4).

3.3.1 Von der inter- zur transkulturellen Kommunikation

Was unterscheidet inter- von transkultureller Kommunikation? Wenn Menschen miteinander in Kontakt treten, prallen Welten aufeinander. Das ist schon innerhalb der gleichen Kultur regelmässig der Fall. Wie Kumbier und Schulz von Thun (2006) festhalten, ist die menschliche Kommunikation innerhalb einer Kultur immerhin erleichtert, weil sie sich ähnlich ist, „Brückenverbindungen“ kennt und diese nutzen kann (S. 9). Wie bereits festgehalten, geht Interkulturalität von in sich geschlossenen Kultursystemen aus. Ladmiral und Lipiansky (2000) stellen fest, dass der Begriff «interkulturelle Kommunikation» Gefahr laufe, falsche Vorstellungen hervorzurufen. Nicht die Kulturen oder nationale Identitäten treten miteinander in Kontakt, sondern Menschen. Sie stellen Beziehungen zwischen Kulturen her und vermitteln (S. 21). Jeder Mensch, somit natürlich auch jede/r KlientIn, ist universell, und es gilt darauf Rücksicht zu nehmen. Wie nachstehend bei Eicke und Zeugin anschaulich illustriert:

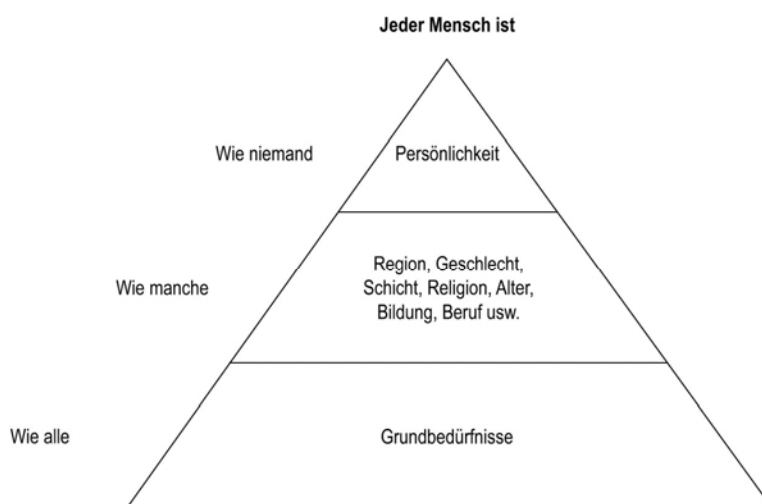


Abb. 5, Eicke und Zeugin (2007), S. 21

Kommunikation im transkulturellen Kontext ist gemäss Eicke und Zeugin (2007) ein verbaler und/oder ein nonverbaler Austausch zwischen Menschen, die sich unterschiedlicher soziokultureller Codes bedienen. Für eine gegenseitige Verständigung sind transkulturelle kommunikative Fähigkeiten Voraussetzung. Sie werden wie folgt umschrieben:

- Ressourcenorientierung
- Akzeptanz sprachlicher Fehler
- Verständnissicherung durch Nachfragen
- Fähigkeiten wie Anbieten anderer Formulierungen
- Metakommunikative Fähigkeiten zur Überbrückung von Verständnisschwierigkeiten

- Bereitschaft, Alternativformulierungen und neue Verhaltensmuster auszuprobieren (zum Beispiel mit Hilfe von Metaphern)
 - Einbezug aussersprachlicher Interaktionsstrategien und -deutungen (zum Beispiel von Bildern und Zeichnungen)
 - Nach Gemeinsamkeiten suchen
 - Empathie und Bereitschaft, sich auf ungewohnte Deutungsmuster einzulassen
 - Ambiguitätstoleranz
 - Sensibilität für nonverbale Formen der Kommunikation
 - Bereitschaft, eigene Erwartungen zu revidieren, beispielsweise auch, wenn die Kommunikation entgegen den Erwartungen keine Besonderheiten aufweist
 - Akzeptanz des (zeitweisen) Gebrauchs einer anderen Sprache
 - Bereitschaft, interkulturelle DolmetscherInnen oder VermittlerInnen beizuziehen.
- (Eicke & Zeugin, 2007, S. 40)

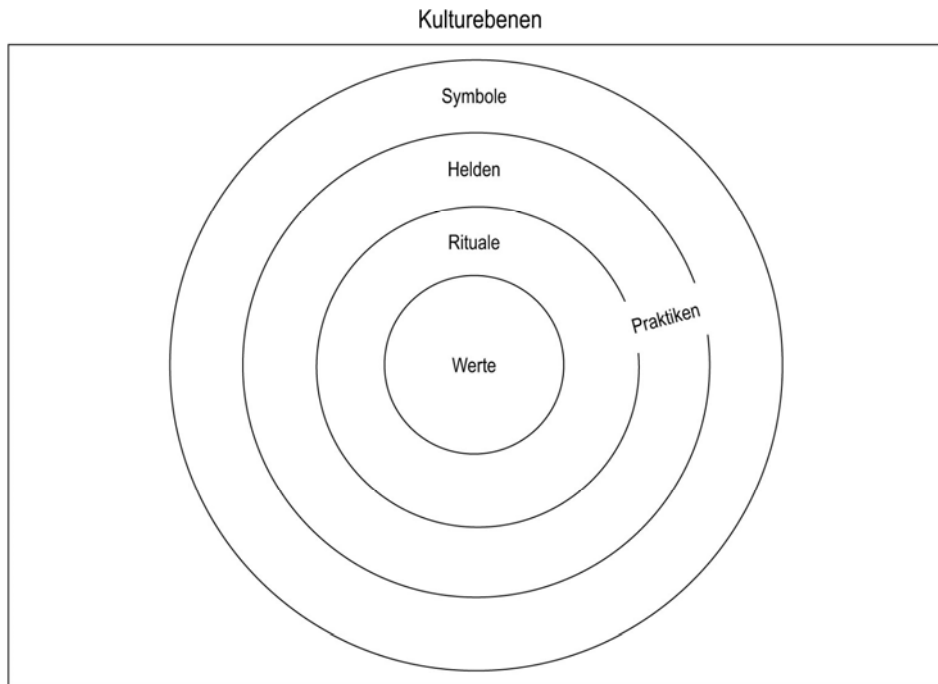
Die von Eicke und Zeugin vorstehend formulierten und vorausgesetzten Fähigkeiten für eine gute transkulturelle Kommunikation sind anspruchsvoll und umfassend. Nicht einfach erscheint der Verfasserin die Akzeptanz sprachlicher Fehler, das Auslassen der sprachlichen Korrektur sowie die Bereitschaft, sich auf ungewohnte Deutungsmuster einzulassen. Eine kreative und sinnvolle Möglichkeit bieten jedoch die Sensibilität für nonverbale Kommunikation (Arbeit mit Bildern, Symbolen usw.) und der Einbezug aussersprachlicher Interaktionsstrategien und -deutungen. Speziell hervorzuheben ist die Bedeutung der interaktiven Nutzung der Ressourcen. Ressourcen der MigrantInnen, nach denen man bisher nur in seltenen Fällen fragte, sind heute stärker gefragt.

3.3.2 Kulturelle Differenz – Problemfelder der transkulturellen Kommunikation

Transkulturelle Kommunikation ist anspruchsvoll und kann problematisch sein. Kulturelle Differenzen sind eine Tatsache! Häufig spielen jedoch Differenzen betreffend Schichtzugehörigkeit, Traditionen, Geschlecht, kulturelle und religionsspezifische Unterschiede im Umgang mit MigrantInnen eine grössere Rolle als Probleme in der transkulturellen Kommunikation.

Im nachfolgenden Zwiebelmodell soll mit Hilfe von Eicke und Zeugin (2007) versucht werden, Kulturunterschiede zu benennen und die Kulturebenen zu gewichten. Nachstehend werden die einzelnen Begriffe erklärt und beschrieben.

Wo manifestieren sich nun sogenannte «Kulturunterschiede»:



Das «Zwiebeldiagramm» Manifestation von Kultur auf verschiedenen Tiefenebenen

(Hofstede, 1997, S. 8)

Abb. 4: Eicke und Zeugin, 2007, S. 22

Symbole sind äussere Erscheinungsformen wie Kleidungsstil, Haartracht, Bilder, Statussymbole, Essgewohnheiten usw. Sie verschwinden so schnell, wie sie gekommen sind und werden häufig von einer soziokulturellen Gruppe nachgeahmt.

Helden sind tote oder lebendige, fiktive oder echte Personen, die Vorbilder darstellen. Ihre hoch angesehenen Eigenschaften sind für die jeweilige Gruppe oder Subgruppe sehr wichtig.

Rituale sind kollektive Tätigkeiten, die innerhalb einer Gruppe oder Subgruppe als notwendig gelten und zur Bildung von Zugehörigkeit eine wichtige Bedeutung haben (Begrüßungsformen, soziale oder religiöse Zeremonien, Formen der Ehrerbietung (Aufzählung nicht abschliessend, S. 22-23).

Diese drei Ebenen (<Praktiken>) sind laut Eicke und Zeugin (2007) für aussenstehende BeobachterInnen sichtbar. Ihr Bedeutungshintergrund kann jedoch nur von <Insidern> interpretiert werden.

Weiter halten Eicke und Zeugin betreffend Kulturdifferenzen treffend fest:

„Wenn von Kultur oder Kulturbegegnung gesprochen wird, werden damit oft an Traditionen gebundene Symbole verknüpft. Ordnet man einer Person aufgrund ihrer nationalen oder ethnischen Herkunft automatisch gewisse Kultursymbole zu, macht man sie unreflektiert zur Trägerin gewisser Traditionen. Man spricht dann von Kulturalisierung oder Ethnisie-

„... weil damit dem Gegenüber eine eigenständige, durch verschiedenste Erfahrungen geprägte Identität und Lebenspraxis abgesprochen wird.“ (S. 23)

Grobe Vereinfachungen und Zuweisungen auf <das sogenannte Kulturelle> (vgl. in Kapitel 3, Interkulturalität) führen zu Stereotypen und zur Bestärkung von vorhandenen Bildern und somit zu Vorurteilen. **Werte** als Herzteil der Illustration bilden den Kern einer soziokulturellen Identität. Oft sind sie nicht bewusst und wahrnehmbar. Werte sind Gefühle und Einschätzungen, die die Grundhaltung eines Menschen ausmachen. Sie werden implizit gelernt und beinhalten eine Plus- oder Minusorientierung (S. 24).

Zusammenfassend halten Eicke und Zeugin (2007) prägnant fest, dass jeder Mensch mit seiner ihm eigenen Persönlichkeit verschiedenen Kontinuen (in verschiedenen soziokulturellen Kontexten geformte Plus-Minus-Wertorientierungen) angehört und während seines Lebens durchläuft. Gewisse Kontinuen bleiben (z.B. Geschlechtszugehörigkeit), andere verlässt man (z.B. soziale Schicht), oder neue kommen dazu. Werte und Normen der sozialen Kontinuen werden durch den gesellschaftlichen Wandel beeinflusst. Ein Mensch wird durch verschiedenste identitätstiftende Aspekte beeinflusst. Jeder Mensch ist einzigartig im Denken, Fühlen und Handeln (S. 26).

Neben der Kulturalisierung benennt Sahin in Köhl (2001) die Differenz:

„Das Problem ist, dass man bei den Migranten ständig auf die Unterschiede achtet (...) jeder Mensch ist anders, jede Gruppe ist anders, die Bayern sind anders, die Ostfriesen sind anders, die Hessen werden genauso unterschiedlich sein wie ... bestimmte Teile der Türken im Vergleich zu den normalen Deutschen andernorts (...) und diese ganzen kulturellen Veranstaltungen haben letzten Endes, ob gewollt oder ungewollt, eine negative Konsequenz. Man trennt das, man sucht vehement nach Unterschieden. Und nach Gemeinsamkeiten sucht kein Mensch. Und nach Individualität auch nicht.“ (S. 26-27)

Wenn „Sender und Empfänger“ fähig sind, den Standpunkt des anderen zu akzeptieren, kann ein Dialog stattfinden. In einem transkulturellen Kontext kommen diverse Erschwernisse (siehe vorstehende Aussagen) dazu, hingegen liegen Ressourcen brach. Sie sind noch nicht gefragt. Wie im letzten Kapitel aufgelistet, sind zusätzliche Fähigkeiten und Kompetenzen innerhalb der transkulturellen Kommunikation Voraussetzung. Matoba stellt in Caspary und Matoba (2000) eine dialogische Kommunikationsweise vor, welche Yoshikawa (1987, S. 321) entwickelt hat, und die eine zwischen A und B liegende Acht darstellt. Die dynamische Balance befindet sich im Symbolismus chinesischer Denkweise und des Yin und Yang. Es wird Tao, Weg, genannt, dem die Einheit von Yin und Yang zugrunde liegt. Der Dialog wird als Prozess, der das Zusammenspiel der beiden Pole (Yin und Yang) betrachtet. «Die Sphäre» bewirkt gemäss Yoshikawa „das Dazwischen“, in dem A und B kreativ und dynamisch aufeinandertreffen und miteinander kommunizieren können. Das Wichtige daran ist das «Dazwischen», das weder die Perspektive von A noch diejenige von B umfasst, sondern vielmehr eine dritte – die Sphäre einer inter- oder transkulturellen Begegnung, «die nicht geschaffen wird, indem sie nicht unter oder hinter den Kulturen verläuft, sondern durch sie entsteht» (S. 57).

3.4 Kulturwandel und Modernisierung der Migration

Die weltweite Globalisierung macht nicht Halt vor Migrationsbewegungen. Die Gründe jedoch, wieso emigriert wird, sind ähnlich geblieben, und doch sprechen verschiedene AutorInnen von neuen Migrationsmustern. Weltweit wandern verarmte Bevölkerungsschichten vom Land, welches z.B. wegen landwirtschaftlicher Monokulturen nicht mehr gleich ertragsreich ist oder wegen Grossprojekten verlassen werden muss, in die Städte. Die Grosstädte schüren seit jeher die Hoffnungen der Menschen. Sie sind das Ziel der verarmten Landbevölkerung. Istanbul zum Beispiel kennt seine genaue Bevölkerungszahl nicht. Es werden zwischen 15 und 20 Millionen EinwohnerInnen geschätzt. Die Arbeitslosigkeit ist extrem hoch, kleinste Dienstleistungen werden angeboten. Die persönlichen Entbehrungen, um in einer riesigen und „verheissungsvollen“ Metropole leben zu können, sind immens.

Völkerwanderungen sind nicht neu, Menschengruppen haben sich schon immer vermischt. Minderheiten leben ihre Kultur und ihre Traditionen, oftmals in Parallelgesellschaften. Sie fordern immer stärker ihre Rechte – zum Beispiel auf Ausübung ihrer Religion – ein. Datta (2005, S. 70) verabschiedet sich in seinem Buch „Transkulturalität und Identität“ von der Vorstellung einer interkulturell verstandenen geschlossenen Kultur. Es gebe kaum noch ein Land mit einer einzigen Menschengruppe. Nach dem aktuellen Bericht der UNDP leben in 110 von 182 Ländern Minderheiten, die mehr als 25 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Der Minderheiten-Anteil in weiteren 42 Ländern liegt zwischen 10 und 25 Prozent, nur in 30 Ländern liegt dieser Anteil bei weniger als 10 Prozent (UNDP, 2004, S. 37, zit. in Datta, 2005).

Bürgerkriege, Ethnie gegen Ethnie (wie der Krieg in Ex-Jugoslawien), lösen Kriege zwischen Nationen ab und ziehen „vorläufig“ Aufgenommene und durch den Krieg traumatisierte Menschen und ihre Angehörigen in unser Land.

Weil Arbeitsgesetze und Arbeitsmärkte in der Schweiz stark liberalisiert wurden, werden wieder wie in früheren Jahren Menschen in Billiglohnssektoren eingesetzt. Gleichzeitig werden sie kollektiv ausgegrenzt, in Zeitungsberichten bei Gewaltvorkommnissen mit Herkunftsort genannt und von rechts-populistischen Parteien als Sündenböcke missbraucht. Und doch hat heute ein gewisser Paradig-mawechsel betreffend Migration stattgefunden, der Integration wird – u.a. mit dem neuen Ausländergesetz AuG (gültig ab 1.1.08) – heute eine viel grössere Bedeutung beigemessen.

3.5 Transkultureller Humor

Im vorliegenden und im nächsten Kapitel geht es nicht darum, den spezifischen und ganz unterschiedlichen Humor verschiedener Nationalitäten vorzustellen bzw. eine Auswahl von Ländern und ihrem Verhältnis zu Humor zusammenzustellen. Transkultureller Humor ist [nach Meinung der Verfasserin] vielmehr ein Teil der transkulturellen Kommunikation und dadurch Teil der im Kapitel 3 er-

währnten transkulturellen Kompetenz (vgl. Illustration I der Verfasserin).

Humor in den Weltreligionen

„In Amerika hassen mich die Leute, weil ich Muslim bin.
Im Ausland ist es schön, mal nur dafür gehasst zu werden, dass ich Amerikaner bin.
Azhar Usman

Humor kann im transkulturellen Bereich nicht ganz losgelöst von Religionen und Traditionen betrachtet werden. **In der christlichen Kultur** – besonders im Protestantismus – findet sich eher wenig Humor. In der Bibel finden sich nur einzelne Passagen, die auf Humor hinweisen. Weil Humor als subversive Macht gegen Dogmen aufgefasst werden kann, drohen und drohten während gewisser Zeitepochen in einigen Religionen Lachverbote. Im Roman «Der Name der Rose» von Umberto Eco thematisierten Kampf gegen das Lachen innerhalb der Klostermauern (Schröder & Krebs, 2005) geht es um ein verschollenes Buch von Aristoteles «Über die Komödie», welches vom Bibliothekar versteckt wurde. Er befürchtete, das Buch könnte mit seiner Wahrheit, die Angst der Menschen ausserhalb der Klostermauern überwinden helfen. Innerhalb des Klerus wurde im Mittelalter das Lachen als schlimmste und obszönste Form der Sünde angesehen. Zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert wurde jedoch auch innerhalb der Kirche der Humor positiv für deren Zwecke genutzt. Glaube und Humor schliessen sich laut Heyne in einem Interview im Tagesspiegel, 2008, jedoch nicht aus. Besonders das **Judentum** pflegte und pflegt eine ausgeprägte Witzkultur, damit sind natürlich nicht antisemitische und die Shoa verharmlosende Witze über Juden und Jüdinnen gemeint. Jüdischer Humor ist aussagekräftig, selbstironisch, bissig und sitzt! Wie im Islam darf im Judentum kein Bild von Gott gezeichnet/karikiert werden. Einzelne Autoren in diversen im Internet recherchierten Artikeln behaupten, der speziell jüdische Humor hätte mitgeholfen, das unsägliche Leid der Verfolgung besser zu ertragen (siehe auch Überlebensstrategie durch Humor, Kap. 2.3.2).

Seit dem Karikaturenstreit im September 2005 – Veröffentlichung von Witzen über Mohammed in der dänischen Zeitung „Jyllands-Posten“ – hat sich in der westlichen Welt das Vorurteil verfestigt, dass **der Islam** keinen Platz für Humor habe. Ein Irrtum, meint Korp in einem Interview im Tagesspiegel (2008), denn von Mohammed ist im Gegensatz zu Jesus überliefert, dass er gescherzt und gelacht habe, um seine Anhänger um sich zu scharen. Im Koran stehe zudem, dass Allah das Weinen und das Lachen erschaffen habe. Je nach politischer Situation und Öffnung im jeweiligen Land kursieren Witze mit bitterbösem Inhalt (Libanon), oder Mächtige werden von ExilantInnen in Cartoons und Satiren (Iran, in „Persepolis“ oder Argentinien im Jahr der Diktatur, „ma falda“) blossgestellt. Der Karikaturenstreit wurde von verschiedener Seite geschürt, und Menschen zur Hetze angestachelt, und ganz sicher hat er liberaleren Kräften im Islam geschadet (Marokko).

Schlagenwerth erläutert in einem Interview mit der „Berliner-Zeitung“ (2008), dass der **buddhistische** Führer, der Dalai Lama, gern und viel lache. Manchmal sogar unkontrolliert und peinlich für

seine MitarbeiterInnen. Der Filmmacher Rick Ray zeichnet im gleichen Interview den etwas zur Kauzigkeit neigenden Dalai Lama als Menschen, der bei einstudierten Veranstaltungen ausschert, kichert und lieber mit Umstehenden plaudert. Einzig, wenn er von traurigen und ernsten Dingen, z.B. der Repression in Tibet, erzählt, lacht der Dalai Lama gepresst und gezwungen, als sei dies die allein angemessene Antwort, die er sich vorstellen kann.

Durch den indischen Gott Ganesha soll das Lachen in die Götter-Welt der **Hindus** gekommen sein. Ein indischer Arzt entwickelte „Lachyoga“, eine Übung, in der sich Hinduismus und Lachen miteinander verbinden (Korp, 2008).

Baumann (2005) weist in seinem <Knigge der Weltreligionen> darauf hin, dass dort, wo es nicht nur darum gehe, Schwächen und Macken einer Religion aufzuzeigen, sondern Religion und/oder Gläubende polemisch herabzusetzen und zu diskriminieren, sei die Grenze von Humor überschritten und der Weg der Hetze eingeschlagen. Da aber alle Religionen eine teilweise erhebliche Bandbreite zwischen Fundamentalismus und aufgeklärter Heiterkeit hätten, sei es interessant, dass in mystischen Strömungen der Religionen in der Regel ein etwas heiterer Geist herrsche als in den dogmatisch festgefügteren Strukturen. Baumann plädiert weiter für minimale Anstandsregeln, Menschen anderer Religionen nicht lächerlich zu machen, nicht zu diskriminieren und den Witz nicht als Waffe zu benutzen (Seite 5).

Trotzdem gilt es exakt auf einige grundsätzliche Unterschiede betreffend Humor zu achten. Humor kann nur reziprok eingesetzt werden. Mangelnde Sprachkenntnisse erschweren den Umgang mit Humor. MigrantInnen wollen/können sich je nach Beratungs- oder Bildungssituation öffnen und ihren eigenen Humor einsetzen. Humor ist oft missverständlich, und er braucht Erklärungen. Zudem darf er nur subtil und in einer passenden Situation eingesetzt werden.

3.5.1 Humor im transkulturellen Beratungskontext

Ein Lächeln oder eine humorvolle und entspannte Situation kann ein schwieriges oder schwer verständliches Beratungsgespräch massiv vereinfachen. Wie bereits im Kapitel 2 umfassend beschrieben, können die Funktionen von richtig eingesetztem Humor vielfältig und hilfreich sein. Damit ist nicht das Witze- oder Zoten-Erzählen gemeint. Vielmehr kann es sich um ein schwieriges Gespräch in einer anregenden, heiteren Atmosphäre oder um eine mögliche gezielte Humor-Intervention handeln. Vielleicht ist eine ganz spezielle Intervention, wie die paradoxe Intention nach Frankl, sinnvoll, oder es kann auf einfache Weise humorvoll provoziert werden. Nach Meinung der Verfasserin geeignete Methoden, welche aus der Psychotherapie stammen, werden im Punkt 4.3. genauer vorgestellt.

Anlässlich des Eröffnungsvortrages „Das Lachen der Kulturen“ von Professor Dr. Hartmut Schröder, welchen dieser im Rahmen der 58. Lindauer Psychotherapiewochen am 13.4.08 gehalten hatte,

stellte Schröder fest, dass Menschen in allen Kulturen lachen, dass alle Völker das Lachen als solches kennen. Was das Kulturspezifische des Lachens betreffe, wird ein Aufsatz zum Thema „Anlächeln und Auslachen“ der Medizinanthropologin Beatrix Pfeleiderer (1986, S. 339) von Schröder erwähnt, in dem diese darauf hinweist, „dass eine Ethnographie des Lachens noch nicht geschrieben worden ist.“ (S. 6)

Abschliessend muss betreffend Humor im Kontext von Transkulturalität ergänzt werden, dass laut einer Antwort auf eine E-Mail-Anfrage an Professor W. Ruch bis heute diesbezüglich keine Forschungen stattgefunden haben und deswegen nur ganz wenig Fachliteratur existiert.

4 Humor als kreative Interventionsform im psychosozialen Beratungssetting mit MigrantInnen

Wie im letzten Kapitel erwähnt, existiert leider keine Fachliteratur über Humor im transkulturellen Beratungskontext. Aber wieso sollen die in Kapitel 2 beschriebenen Funktionen und Auswirkungen von Humor nicht ebenso für MigrantInnen gelten? Humor in seiner ganzen Intensität kann je nach Situation als Schmiermittel in der Kommunikation eingesetzt werden und wirken. Wieso nicht Humor in ausgewählten Situationen der transkulturellen Kommunikation einplanen, Humor-Interventionen durchführen und auswerten? Was alles gilt es jedoch diesbezüglich sorgfältig zu beachten?

Im Kapitel 2 wurde Humor definiert, seine Funktionen aufgeführt und die psychische und physische Wirkung beschrieben. Im Kapitel 3 sind die neuen Kompetenzen im Bereich Transkulturalität und in der Sozialen Arbeit mit MigrantInnen erläutert, und es fand eine kritische Auseinandersetzung mit den Begriffen Interkulturalität, Multikulturalität und Transkulturalität statt. Dabei wurde dem neuen Begriff der Hybridisierung – der Verschmelzung von Herkunfts- und Einwanderungskulturen – Rechnung getragen. Weiter wurde der Begriff <Kultur> aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet und Kultur in seiner Dynamik gewürdigt. In diesem Kapitel wird in einem ersten Teil überprüft, inwiefern Humor-Interventionen [oder <Humor-Intentionen> nach Frankl] einen kreativen Ansatz im Beratungssetting mit MigrantInnen darstellen (siehe auch Kap. 5.2.). Im Kapitel 4.2 fließen zudem Erfahrungswerte der Verfasserin aus ihrer mehrjährigen Arbeit und Zusammenarbeit mit MigrantInnen ein. Sie sollen der Illustration und Veranschaulichung dienen.

Waleed Anthony Salameh schildert Lachen in einem Internet-Interview mit Michael Titze (2008) im Sinne eines orientalischen Spruches als die „Fülle des Herzens“. „Immer dann, wenn unsere emotionalen Batterien leer zu werden drohen, können sie durch das Lachen wieder aufgeladen werden. Er berichtet weiter, dass er in einer Umgebung aufwuchs, in der die orientalische Kunst des Geschichtenerzählens allgegenwärtig war. Mutter und Tante seien Meisterinnen im Berichten von täglichen lustigen Begebenheiten gewesen. Bald hätte er intuitiv gespürt, dass das Medium die Botschaft ist und dass darin etwas enthalten war, das als heilsames Potenzial des Humors wohl tat. Salameh untersuchte in seiner Dissertation in Richtung Klinische Psychologie dieses Humor-Potenzial und ging der Frage nach, welche kreativen Prozesse der Persönlichkeitsentwicklung von professionellen Komikern bestimmend sind. Dabei ist er mit dem Begründer der Gelotologie (vgl. mit Kapitel 2.3) William F. Fry zusammengetroffen.

4.1 Humor: eine Ressource in der transkulturellen Kompetenz

Erste Grundvoraussetzungen für die Arbeit mit Humor

Um Humor als kreative Interventionsform im psychosozialen Beratungsgespräch mit MigrantInnen einsetzen zu können, ist ein Zugang zum eigenen Humor unabdingbar.

Erheiterung, Heiterkeit, Humor und Lachen im Kreis von und mit MigrantInnen tut gut! Ebenso kann Humor im Team von SozialarbeiterInnen (vgl. Funktionen von Humor 2.3.2) helfen, sich zu entspannen, Distanz zu schaffen und unter Umständen die eigene Sichtweise zu verändern. Um aber herauszufinden, ob Humor auch für einen selbst eine Ressource innerhalb der transkulturellen Kompetenz und somit der transkulturellen Kommunikation darstellt, sind folgende Fragen zum eigenen Humor-Verhältnis hilfreich:

- Wie habe ich Humor als Kind erlebt?
- Wurde ich damals ausgelacht und kenne deshalb durch Auslachen entstandene Situationen der Scham?
- Wann wurde in meiner Ursprungsfamilie am meisten gelacht?
- Bezeichne ich mich selbst als humorvoll?
- Kommt mein Humor beim Gegenüber an, wenn ja, wann und wieso?
- Was würde eine mir freundschaftlich verbundene Person über meinen Humor aussagen?
- Wann und warum stört mich welcher Humor?
- Welchen Humorstil bevorzuge ich?

Wie bereits im Kapitel 3.3 <transkulturelle Kompetenz> umschrieben, ist Humor ein Teil der innerhalb der transkulturellen Kompetenz angesiedelten transkulturellen Kommunikation.

Weitere Voraussetzungen für transkulturelle Kompetenz sind Offenheit, Wachsamkeit und eine sorgfältige Neugier dem anderen, in der Sozialen Arbeit dem Klienten/der Klientin gegenüber. So stellt Abdalla-Pretceille in Ladmiral und Lipiansky (2000) fest:

„Das Ziel eines interkulturellen Ansatzes liegt weder darin, den anderen zu identifizieren, indem man ihn in ein Netzwerk von Bedeutungen verstrickt, noch darin, eine Reihe von Vergleichen auf der Basis eines ethnozentristischen Massstabes anzustellen. Methodologisch muss der Akzent weniger auf dem eigentlichen Anderen, sondern vielmehr auf der Beziehung liegen, die das (individuelle oder kollektive) „ich“ unterhält.“ (S. 20)

Dadurch ergeben sich Unterschiede zur klassischen Ethnologie, denn nicht das Anderssein ist laut Ladmiral und Lipiansky wichtig, sondern der „dynamische Zusammenhang zwischen zwei Entitäten, die wiederum gegenseitig Sinn geben“ (S. 20). Weiter impliziert transkulturelle Kommunikation mit

Menschen aus anderen Kulturen immer Personen, welche Beziehungen zwischen Kulturen herstellen oder vermitteln.

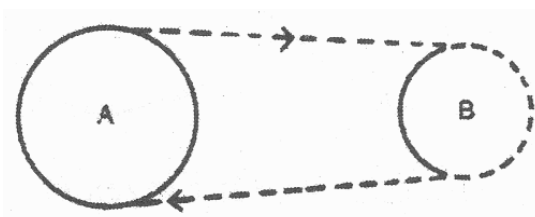
Humor als Teil der transkulturellen Kompetenz

Menschen stellen Beziehungen zwischen Kulturen her. Manchmal ist ein verbaler und/oder nonverbaler Austausch einfach. Häufig ist er in der Arbeit mit MigrantInnen erschwert, weil Sprache, Verständnis oder z.B. Wohlwollen dem Auftrag gegenüber fehlen. Humor kann in solchen Situationen, wie bereits erwähnt, ein soziales Schmiermittel darstellen. Er kann Worte ersetzen, untermauern und, falls nötig, helfen bereits gemachte Bilder zu korrigieren helfen.

Umgang mit Hierarchie zwischen SenderIn und EmpfängerIn

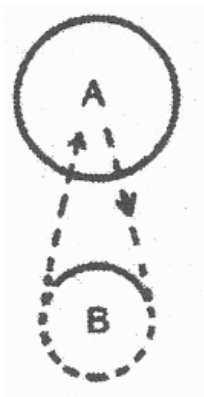
Bevor nun der Fokus auf die von Eicke und Zeugin (2007) in Kapitel 3.3 erwähnten Kompetenzen und Fähigkeiten gelegt wird, sind einige Gedanken in Bezug auf das Zusammenspiel des/der Senders/Senderin, der Botschaft und des/der Empfängers/Empfängerin angebracht. Besonders sorgfältig gilt es zu beachten, dass in der Kommunikation zwischen Menschen mit Migrationshintergrund bewusste und unbewusste Hierarchien, ein anderer Umgang mit Werten, Alterskategorien, Rollen, Traditionen, Geschlecht, Macht, Religionszugehörigkeiten usw. eine Rolle spielen, welche das Gespräch stark beeinflussen. Ein spezielles Augenmerk muss dabei auf die nonverbale Kommunikation gerichtet sein. Mimik und Gestik sowie Intonation können unterschiedliche Bedeutungen haben und unterschiedlich beim Empfangenden ankommen sowie den Gesprächsverlauf beeinflussen.

Yoshikawa (1982, 1987, zit. in Caspary und Matoba, 2000, S. 181 f.) stellt die Begegnung von unterschiedlichen Kulturen in vier verschiedenen Formen dar. Für ihn sind diese Formen eng mit Formen der Kommunikation verbunden.



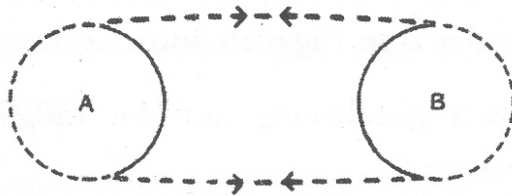
(1) Ethnozentrische Kommunikationsform

A erkennt B innerhalb des eigenen Bewertungsrahmens an. B ist jedoch nur eine einfache Projektion von A selbst. Die kulturelle Situation von B, seine Individualität sowie deren Unterschiede zur Kultur von A werden ausser Acht gelassen.



(2) Die wissenschaftliche Kommunikationsform

B ist unter der Kontrolle von A. B ist Mittel für das Ziel von A oder wird als dessen Gegenstand behandelt. Dabei werden zwar die Eigentümlichkeit und die Verschiedenheit der Kultur von B anerkannt, jedoch wird dies nur zum Erreichen des Ziels von A eingesetzt.

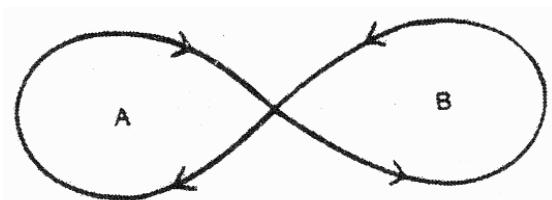


(3) Dialektische Kommunikationsform

Es sind hierbei drei verschiedene Formen denkbar:

- a) A und B überwinden ihre Unterschiede und bilden dadurch ein unabhängiges „Integrativ“.
- b) A und B fusionieren, wobei A seine Eigenständigkeit verliert und zu einem Teil von B wird. A fällt dabei B gegenüber in eine blinde, absolute Selbstlosigkeit.
- c) A zwingt B, ein Teil von sich (A) zu werden.

Jede dieser drei Formen ist eine fusionsorientierte Kommunikation.



(4) Dialogische Kommunikationsform

„Es stellt sich A hier nicht als ein Einzelnes in der Ganzheit dar, sondern zeigt, dass es nur in Verbindung mit B auftritt. A und B sind zwar getrennt voneinander, jedoch haben sie

gleichzeitig auch ein Abhängigkeitsverhältnis. Die kulturelle Vollkommenheit von A und B sowie deren Unterschiede und Gemeinsamkeiten werden anerkannt und geachtet. Wichtig ist hierbei vor allem der Aspekt der ganzheitlichen Sichtweise und das dynamische Aufeinandertreffen von A und B. Bei dieser Fusion bewahren A und B jeweils ihre eigene Identität. Es ist eine Kommunikation, bei der Gesamtheit, Interdependenz, Inhalt, Prozess, Unterschied und Gleichheit als wichtig erachtet werden.“ (Yoshikawa, 1997, S. 320 f. zit. in Caspary & Matoba, 2000, S. 181 f.)

Die dialogische Kommunikationsform von Yoshikawa und die Durchlässigkeit der liegenden Acht kommen den von Domenig sowie Eicke und Zeugin geforderten Kompetenzen der transkulturellen Kommunikation sehr nahe und helfen mit, sich als SozialarbeiterIn oder ErwachsenenbildnerIn immer wieder mit Transkulturalität auseinanderzusetzen und das eigene Kommunikationsverhalten stets sorgfältig zu reflektieren. Dabei steht nicht die Verschmelzung mit dem Menschen aus dem anderen Kulturkreis im Zentrum, sondern die Auseinandersetzung mit dem Eigenen und dem Anderen. Hogen (1998, S. 150) wird in Caspary und Matoba (2000, S. 182) mit seiner „dialogischen Kommunikationsform“ erwähnt, die Yoshikawa sehr nahe steht. Für seine Art der „interzentrischen Kommunikation“ gibt er vier notwendige Bedingungen an:

- a) die Anerkennung der differierenden Identität des Anderen
- b) die Bereitschaft zur Auseinandersetzung
- c) die Bereitschaft, wieder zum Eigenen zurückzukehren sowie
- d) die Bereitschaft, sich gleichzeitig auf die mögliche Andersheit des eigenen Selbst einzulassen.

Matoba und Caspary (2000, S. 182) beschreiben die verschiedenen erwähnten Ebenen der interkulturellen Kommunikation – in den pädagogischen Bereichen hält sich der Begriff „interkulturell“ hartnäckiger als in anderen Bereichen – als „Fähigkeit zum interkulturellen Perspektivenwechsel (inter-cultural perspective-taking ability)“.

Veränderte Anforderungen an die Kompetenzen

Mit nachfolgender Aufstellung soll ein Vergleich ermöglicht werden, wie sich die Kompetenzen von SozialarbeiterInnen im Sinne der Definition «Transkulturalität» erweitert haben. In die Überlegungen von Eicke und Zeugin (2007) fließen ebenso Überlegungen aus der Praxis der Verfasserin mit ein.

Selbstverständlich basieren die Instrumente und Methoden der nachträglich beschriebenen Beratungsgespräche auf dem multiperspektivischen Handlungsmodell, dem «Luzerner Modell» (Script

Handlungstheorie 1, 2007, Team Themenbereich A) sowie auf Erfahrungen mit der Themenzentrierten Interaktion (TZI) von Ruth Cohn und ihrem gruppenspezifischen Kontext.

Eine zusätzlich wichtige Rolle spielen die ethischen Standards in der Sozialberatung, basierend auf

- den Menschenrechten
 - massgebenden Gesetzen, im Fall der Praxisbeispiele das Arbeitslosenversicherungsgesetz (AVIG) und seine Ausführungsbestimmungen (AVIV)
 - dem Berufskodex des Schweizerischen Berufsverbandes Soziale Arbeit (Avenir social)
 - dem Leitbild (s. Anhang Leitbild der KAP) der Organisation bzw. deren gesetzlichem Auftrag
 - der Beratungssituation angemessenen Fachlichkeit.
- (Script Berufskodex und Praxis / Ethische Standards, 2005, Daniel Kunz, HSA Luzern).

Wichtige transkulturelle Kompetenzen betreffend Kommunikation (einzeln und in Gruppen)

(Eicke & Zeugin, 2007 und erweitert durch Otten, Scheitza & Cyrim (Hg.), 2007)

Bisher gefragte Kompetenzen		Transkulturelle Kompetenzen
<ul style="list-style-type: none"> ▪ Länderwissen und Wissen über Kulturen ▪ Do's und dont's ▪ Sprachliche Kompetenzen ▪ Vielschichtige Fähigkeiten in der Beratung ▪ Metakommunikative Fähigkeiten ▪ Offenheit bezüglich Lebenswelt des anderen ▪ Ambiguitätstoleranz ▪ Kenntnisse des CH-Politsystems sowie Interesse an politischen Zusammenhängen 		<ul style="list-style-type: none"> ▪ aktive Ressourcenorientierung; ▪ Verständnissicherung durch subtiles Nachfragen, Anbieten von alternativen Formulierungen und nonverbalen Mitteln; ▪ Akzeptanz sprachlicher Fehler und Bereitschaft, zeitweise eine andere Sprache zu gebrauchen; ▪ Differenzierung der eigenen Erwartungshaltung, auch bezüglich Sprachkenntnisse ▪ Metakommunikative Fähigkeiten, sprachliche Schwierigkeiten zu überbrücken; ▪ Aktives Einbeziehen von nonverbalen oder verbalen Interaktionsstrategien, z.B. von Bildern oder Karikaturen. Sensibilität auch für nonverbale Formen der Kommunikation; ▪ Empathie und Bereitschaft, sich auch auf ungewohnte Deutungsmuster einzulassen; ▪ Ambiguitätstoleranz
Rolle der ModeratorInnen und Erwartungen seitens der Gruppe		
Aktiv, lehrerzentriert, sozial kompetent	helfend, beratend, moderierend, fachlich kompetent	
Rolle der TeilnehmerInnen seitens der ModeratorInnen		
Informationen verar-	Entdeckend, selbst-	

beitend, rezeptiv, re- produktiv, kompetitiv und kritisch	bestimmt, produktiv, kooperativ und re- spektvoll	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Offene Werthaltung, Offenheit, Differenziertheit und Neugier dem/der GesprächspartnerIn und seiner sowie der eigenen Lebenswelt gegenüber; ▪ Dialog- und Diskussionsbereitschaft und Interesse an der globalen Welt von heute; ▪ Kenntnisse unseres Politsystems (Werte und Normen) sowie Interesse an politischen Zusammenhängen. ▪ Anmerkung der Verfasserin: Humor stellt eine weitere Möglichkeit im Bereich non-verbale und/oder verbale Interaktionsstrategien dar.
Verfolgte Lernziele		
Bildung, Wissen, Dis- kurs, Kontroverse	Kompetenz, Handeln, praktische Anwen- dung, Wiedergabe	

4.2 Praxisbeispiele zur Illustration

Praxisbeispiel Einzelberatung A:

Beratungsgespräch mit Frau S. in der Koordinationsstelle für Arbeitsprojekte KAP in Winterthur

Ausgangslage:

Frau S. ist eine feingliedrige, herzliche und gleichzeitig schüchterne Frau und Mutter von zwei Kindern aus dem asiatischen Raum. Nach einer längeren Familienpause wünscht sich Frau S. eine Arbeit in einem Restaurant oder in einer Produktionsstätte. Ursprünglich Hindu, ist Frau S. auf Wunsch ihres Ehemanns zum Katholizismus konvertiert. Der Ehemann ist seit längerer Zeit Schweizer, Frau S. seit kurzem. Die Kinder lachen die Mutter manchmal wegen ihrer mangelnden Deutschkenntnisse aus, manchmal übersetzen sie für sie. Der Ehemann nimmt Frau S. vieles ab. Er hat sie am ersten Tag des Arbeitseinsatzes begleitet, in der ersten Zeit angerufen, um sie bei einer Krankheit abzumelden, oder er schrieb in ihrem Namen E-Mails.

Ziele der Arbeitsintegration ist in enger Zusammenarbeit mit dem Regionalen Arbeitsvermittlungszentrum RAV, Winterthur:

- *Frau S. soll nach längerer Arbeitslosigkeit wieder in den Arbeitsmarkt integriert und dafür fit gemacht werden;*
- *Frau S. legt ihre Angst vor neuen Situationen und davor, sich in Deutsch auszudrücken, ab. Zudem meldet sie sich selbständig und korrekt am Telefon ab;*

- *Frau S. kann selbständig im Internet nach passenden Stellenangeboten suchen und am Computer selbständig Spontanbewerbungen aktualisieren.*

Transkulturelle Kompetenz (Kommunikation) im Praxisbeispiel A:

- *Bei Frau S. musste als erste Massnahme Vertrauen geschaffen werden. Sie hatte Angst, das Programm anzutreten, und war richtig verschüchtert. Ebenso musste der begleitende Ehemann (höflich, aber bestimmt) nach Hause geschickt werden, natürlich nach einem kurzen erklärenden Gespräch. Schnell wurde klar, dass Druck bei Frau S. das Gegenteil bewirkt. Viele die verschiedenen Sinne ansprechende Gespräche (verbal und nonverbal sowie Gestik, Mimik) waren dafür nötig, weil anfangs Worte fehlten.*
- *Die Deutschkenntnisse von Frau S. waren am Anfang minimal, sie sprach in „Wortsätzen“ und wiederholte häufig gestellte Fragen, ohne darauf eine Antwort zu geben. Anfangs arbeitete die Sozialarbeiterin oft mit Fotos und Bildern. Regelmässig wurde das Gesagte mit Zeichnungen illustriert, und es wurde viel über lustige Gesprächssituationen gelächelt und gelacht.*
- *In der Regel finden in der Papiermanufaktur, einer Abteilung der KAP, mindestens drei Beratungsgespräche, daneben Zielvereinbarungen und regelmässige Stellenbewerbungs-Coaching statt.*

Zielerreichung der Frau S.:

- *Frau S. hatte unter anderem grosse Angst vor dem Telefonieren. Sie wollte sich die Sätze jeweils aufschreiben und wusste logischerweise nicht, was am Telefon gefragt werden konnte. Subtil haben verschiedene Personen mit Frau S. praktisch geübt. Zuerst im Rollenspiel, dann praktisch, als sie sich selbst wegen Krankheit abmelden musste. Die Teilnehmerin hat es geschafft: Sie selbst – immer noch mit damit verbundenem Respekt – hat telefonieren und Stelleninserate suchen gelernt. Frau S. ist stolz auf ihre Fortschritte.*
- *Frau S. ist seit einigen Tagen wieder integriert in den Arbeitsprozess. Sie hat Arbeit gefunden und arbeitet in einem Schweizer Familienbetrieb. Dort ist sie zuständig für die kalte Küche.*

Gedanken zum Einsatz von Humor bei Frau S. und Reflexion:

- *In einer Gruppensituation wäre ein Einsatz von Humor bei Frau S. fatal gewesen. Sehr wahrscheinlich hätte falsch verstandener Humor das Gefühl des Ausgelachtseins bei ihr*

ausgelöst oder reaktiviert. Die Beraterin hat sich vorgängig jedes Lächeln überlegt. Versteht es Frau S. in diesem Kontext? Reicht das Deutsch, ihr zu erklären, was sie jetzt Lustiges am Telefon gesagt hat, usw.?

- Humor hatte am Anfang der Zusammenarbeit mit Frau S. ganz stark die Funktion des «Türöffners» und hat etwas geholfen, ihr die Angst zu nehmen.
- Lachen war zudem eine wertfreie Möglichkeit und Ressource der Teilnehmerin. Sie lacht nämlich gerne, laut und herzlich – heute nicht mehr nur nach Witzen und lustigen Begebenheiten in Tamil.

Praxisbeispiel Gruppenberatung B: Persönlichkeitsorientiertes Gruppencoaching

Ausgangslage:

Frau P., eine junge türkische in der Schweiz aufgewachsene Frau, kommt zwar jeden Morgen perfekt geschminkt, jedoch häufig zu spät in die Kursgruppe. Oft telefoniert sie kurz vorher oder schickt einer Kurskollegin eine SMS. Sie verspätet sich zwischen 5 und 30 Minuten, und die Ermahnungen der Kursleiterin erreichen Frau P. nur oberflächlich. Immer wieder beteuert sie, am anderen Kurstag rechtzeitig zu erscheinen. Auch die Voten und die Kritik der anderen KursteilnehmerInnen (SchweizerInnen und AusländerInnen) zeigen keine Wirkung. Sanktionen machen ebenfalls keinen Sinn, da sie äusserst gut kooperiert. Wichtig wären ihre persönliche Einsicht und der eigene Wille zur Pünktlichkeit.

Ziele des Begleitkurses sind:

- Fit zu werden für den Arbeitsmarkt
- Sich bewusster über die eigenen Stärken und Schwächen zu werden
- Erweiterung der sozialen Kompetenzen (soft skills)
- Sich klar der über die eigenen transkulturellen Ressourcen zu werden, Unterschiede zwischen den Kulturen benennen und sich sicherer auf dem Schweizer Arbeitsmarkt bewegen zu können.

(Teilweise) Zielerreichung von Frau P.

Durch die Unpünktlichkeit von Frau P. entnervt und durch die vorliegende Diplomarbeit etwas vertrauter mit dem Thema provokative Intervention (Frank Farelly), plante die Verfasserin der Diplomarbeit mit Frau P. ein Experiment. Am zweitletzten Kursmorgen traf sie mit ihr vor der ganzen Kurs-

gruppe folgende Abmachung. Sie erwarte, dass Frau P. am nächsten Kursmorgen mindestens 20 Minuten zu spät komme! Die Kursleiterin war nicht sicher über den Ausgang dieser Provokation, doch erschien Frau P. am folgenden Kursmorgen tatsächlich nur um 2 Minuten (knapp) verspätet.

Gedanken zur provokativen, paradoxen Humor-Intervention bei Frau P.

Frau P. hat die provokative Intervention der Kursleiterin verstanden. Sie hat selbst unter ihrem Unpünktlichsein gelitten und wollte es immer wieder ändern. Frau P. brauchte zudem das „Publikum der Gruppe“, als die Kursleiterin die paradoxe Intervention formulierte und vor allen äusserte.

4.2.1 Humor-Interventionen in der Einzelberatung

Humor kann in der Einzelberatung unter anderem als „Türöffner“ in einem Gespräch eingesetzt werden. Ein Lächeln erleichtert zudem den Anfang eines schwierigen Gesprächs, in dem „Worte fehlen“. Es kann massgebend dazu beitragen, dass das Gespräch in einer wohlwollenden und empathischen Atmosphäre stattfinden kann. Auch kann durch das Erzählen einer lustigen Episode (vorausgesetzt, genügend Sprachkenntnisse sind vorhanden) eine gewisse Spannung oder Scham reduziert werden (vgl. 2.3.2 Funktionen von Humor). Frankl (2007) umschreibt den Humor als Waffe der Seele für ihre Selbsterhaltung (S. 74). Manchmal kann Humor in einem Beratungsgespräch helfen, Distanz zu schaffen und sich – wie Frankl umschreibt – über eine schwierige Situation zu stellen. KlientInnen, die z.B. unter diffusen oder chronischen Schmerzen leiden, können diese je nach Humor-Interventionen über eine bestimmte Zeit vergessen. Nie jedoch darf [Meinung der Verfasserin] der Humor bissig, verletzend, ausgrenzend und sich selbst erhöhend sein (vgl. „superiority theories“). Humor soll der Situation entsprechend in „homöopathischer Dosierung“ angewandt werden. Zudem ist es wichtig, laufend diskret zu überprüfen, ob unser Humor ankommt und verstanden wird.

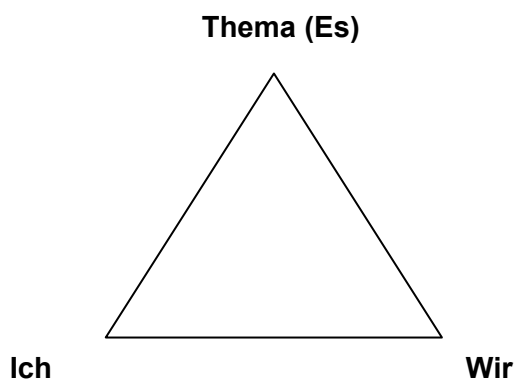
4.2.2 Humor-Interventionen in der Gruppenberatung

Dieses Kapitel soll mit einem Zitat von Aden (1997, S. 37, zit. in Otten, Scheitza & Cnyrim, 2007) eingeleitet werden:

„Interkulturelle Veranstaltungen, die Raum für intensive Interaktionen lassen, gleichen einem Schiff im Sturm. Vor allem in heterogenen Gruppen sind unerwartete Wendungen häufig. Es lässt sich kaum vorhersagen, welche Inhalte oder Arbeitsmethoden schnell verstanden werden, an welchen Stellen sich Diskussionen entzünden und wie sie sich entwickeln. Man ist häufig mit überraschenden Verhaltensweisen konfrontiert. Die Interpretation der nonverbalen Rückmeldungen der Teilnehmer/-innen ist nur schwer möglich.“ (S. 92)

Dieses Zitat von Aden differenziert sehr präzise ein Gruppencoaching im transkulturellen Kontext. Die Zusammenarbeit mit unterschiedlich lerngewohnten TeilnehmerInnen in einer äusserst hetero-

genen Gruppenzusammensetzung sind anspruchsvoll und können zum Beispiel nur oberflächlich vorbereitet und der Coaching-Ablauf geplant werden. Offenheit für eine flexible (rollende) Planung und transkulturelle Kompetenzen sind gefragt, ebenso Neugier und Freude an Diskurs, Auseinandersetzung und Diskussionen. Um eine heterogen zusammengesetzte Gruppe konstruktiv leiten bzw. moderieren zu können, kann TZI mehr als Haltung denn als Methode unterstützen. Wichtig ist bei der gruppenspezifisch ausgerichteten „themenzentrierten Interaktion“ TZI von Ruth Cohn (Simon, 2004, S. 93), dass die Balance zwischen dem Individuum, der Gruppe (Dynade) und dem Thema besteht und gewahrt wird. Die Gruppenleitung figuriert häufig als ModeratorIn, nimmt sich zurück, beobachtet und ist sich der verschiedenen Phasen der Zusammenarbeit in einer Gruppe bewusst. Nachstehend das bekannte Dreieck der TZI, es steht jederzeit in einem gesellschaftlichen Kontext, welcher jeden einzelnen Akteur mitbeeinflusst und prägt.



(GABALs grosser MethodenKoffer, Grundlagen der Kommunikation, in Simon, 2004, S. 93)

In einem erwachsenenbildnerischen Gruppenkontext kann Humor je nach Situation sehr wohl einen Platz einnehmen. Ganz wichtig ist es jedoch, als ModeratorIn dafür zu sorgen, dass niemand ausgelacht wird und dass der Humor nicht aggressiv und ausgrenzend ist. Zudem ist es von Bedeutung, dass die Humor-Intervention auch von den anderen Gruppenmitgliedern verstanden wird. Speziell für Gruppen geeignete Humormethoden finden sich im nächsten Kapitel.

4.3 Geeignete Humormethoden für die Soziale Arbeit mit MigrantInnen

Laut Professor Willibald Ruch, Psychologieprofessor und Humorforscher, wurde bis heute Humor im transkulturellen Kontext nur punktuell erforscht, und die Forschungsberichte wurden vor allem in englischer Sprache publiziert. Nach Meinung der Verfasserin stellt Humor eine noch zu wenig oder nur ganz individuell genutzte Ressource in der transkulturellen Zusammenarbeit und Kommunikation mit MigrantInnen dar. Selbstverständlich gibt es einige Grundregeln. Es muss zum Beispiel geklärt sein, wie umfassend die Sprachkenntnisse sind, und, ob beim Migrant/en bei der Migrantin ein

Zugang zu Humor oder eine Ablehnung besteht. Wichtig sind zudem der Bezug zum eigenen Humor und das Wissen über selbst erlebte Scham durch Ausgelachtwerden – vgl. auch Punkt 4.1 – bei der Frage, ob und in welcher Form Humor angewandt werden soll und kann.

In den nachfolgenden Kapiteln sollen sinnvolle Humormethoden für die Sozialarbeit mit MigrantInnen (im Zweiergespräch oder in der Gruppe) illustriert werden. Wichtig zu ergänzen ist, dass es sich nicht einfach um kommunikationsmethodische Instrumente handelt bzw. handeln soll, sondern damit immer Haltungen verbunden sind. Neben den bisherigen Erläuterungen zu Humor verweise ich auf die Möglichkeit einer Mitgliedschaft bei HumorCare Schweiz, der Gesellschaft zur Förderung von Humor in Therapie, Pflege und Beratung, sowie auf deren ethische Richtlinien, welche sich im Anhang I der Diplomarbeit finden. Ganz speziell soll auf den Artikel 6 verwiesen werden, in dem es heisst:

„Mitglieder von HumorCare sind für ihre beruflichen Aktivitäten verantwortlich. Ihre Arbeit basiert auf einer empathischen Grundhaltung und dem Respekt für die Würde, die Persönlichkeit sowie die Privatsphäre ihrer KlientInnen. Im Übrigen sind die Mitglieder von HumorCare gehalten, sich jenen ethischen Richtlinien verpflichtet zu fühlen, die für die jeweiligen Berufsgurppen bereits verbindlich sind.“ (vgl. Anhang)

Das unterschiedliche und individuelle Ziel humorvoller Interventionen darf nie aus den Augen verloren werden: Es soll Einsicht beim Klienten erzeugen. Dabei soll ein anderer Zugang der Kommunikation nutzbar gemacht werden. Weiter ist es wichtig (subtile oder nonverbale) Signale und Botschaften zu beachten, die der Klient, die Klientin in Form von Witzen oder humorvollen Bemerkungen äussert. Dahinter kann der Wunsch nach Aufmerksamkeit oder Verstecken eines Problems liegen. Mösinger (2002) hält in ihrer Diplomarbeit „Was gibt's denn da zu lachen?“ fest, dass es nicht *die* Humorintervention gebe. Zudem ist Humor kein Allerheilmittel, und es gibt Situationen (wenn sich z.B. jemand mit Hilfe von Humor selbst herabgesetzt, schlecht macht), in denen dieser fehl am Platz ist und nichts zu suchen hat (S. 101).

4.3 Geeignete Humormethoden für die Soziale Arbeit mit MigrantInnen

4.3.1 Lächeln, lachen, über sich selbst lachen

lächeln und lachen

MigrantInnen, welche in Deutschförderungsprojekte eintreten, verfügen oft über einen geringen Wortschatz. Sie erlangen keinen grösseren Wortschatz, weil oft der Kontakt zu SchweizerInnen fehlt. Beratungsgespräche zu führen, ist in diesem Kontext kein einfaches Unterfangen. Oft hilft ein aufrichtig gemeintes Lächeln von Seiten der Beraterin, das Gespräch zu eröffnen und dadurch ei-

nen „anderen“ Zugang zu einer schwierigen Mitteilung zu ermöglichen. Mit Hilfe von Lächeln kann eine Kommunikation stattfinden, die schnell ein Gefühl von Vertrauen aufkommen lässt und das „Eis schmelzen lassen kann“.

Häufig wird beim Programmeintritt erst einmal „auf beiden Seiten gelächelt“, unter anderem, um Scham und Scheu überwinden zu helfen und den Rahmen des Programmeintritts erklären zu können. Oftmals begleitet der Ehemann die zukünftige Programmteilnehmerin. Es gilt, ihn auf eine gute, aber bestimmte Art und Weise zu verabschieden, um das Gespräch mit der Ehefrau in guter Atmosphäre selbst führen zu können.

Über sich selbst lachen

Um über sich selbst lachen zu können, braucht es bereits im Beratungsprozess erlangtes Vertrauen. Hilfreich sein kann dabei, wenn die MigrantIn einem Missverständnis unterliegt oder einen ganz speziellen Fehler macht, der beide Seiten belustigt. Ganz klar zu beachten gilt, dass nie jemand ausgelacht werden darf (vgl. Gelotophobie, S. 10). Einfacher könnte es sein, wenn die BeraterIn ihrerseits über ein eigenes Missgeschick lachen kann und sich dadurch für den Moment auf die gleiche Ebene stellt. Über sich selbst zu lachen, ist eine hohe Form des Humors, sie ermöglicht eine gewisse Form der Distanz zu sich und zu eigenen Problemen. Aus einer Meta-Ebene nimmt man einen manchmal neuen Blick oder Bezug zu sich selbst und zu den „vermeintlichen eigenen Problemen“ auf.

4.3.2 Paradoxe Intervention und provokative Kommunikation

Eine paradoxe Intervention (oder nach Frankl Intention) ist sowohl im Beratungsgespräch wie auch in der Gruppe möglich. Ullmann (2002, S. 30) beschäftigte sich in ihrer Diplomarbeit intensiv mit der Frage, ob humorvolle Provokationen als eigenständiges Interventionsinstrument oder als eine geeignete Methode bezeichnet werden können, oder ob sie immer nur eine komplexere Methode der Gesprächsführung seien. Bei Frankl, dem Begründer der Logotherapie, habe ich Gründe gefunden, wieso es für Menschen nicht einfach ist, „ihre Leiden“ loszuwerden. Frankl (zit. in Titze & Eschenröder, 2007, S. 77) geht klar davon aus, dass niemand gerne leidet. Es passiere jedoch, dass sich der Mensch dermassen stark auf sein Leiden fixiere, dass seine Fähigkeiten beschränkt und die Chancen für eine sinnorientierte Selbstentfaltung verbaut werden. Frankl hält weiter fest, dass sich ein Mensch paradoxerweise stärker in seinem Problem verstrickt, obwohl er sich aus neurotischen Symptomen ganz klar befreien möchte. Umso mehr soll er/sie sich in einem Beratungsgespräch nicht mit seinem Problem und dessen Ursache und Beobachtung beschäftigen, sondern viel stärker die Aussensicht (Meta-Ebene, vgl. „über sich selbst lachen“) trainieren, um frei(er) eine Wahl zu treffen und entscheiden zu können.

Anwendung von paradoxer Intention/Intervention und provokativer Kommunikation in der Gruppe oder einzeln

Beide humorvollen Interventionsformen brauchen Übung und subtile Fähigkeiten zur Beobachtung, was beim Betroffenen und/oder in der Gruppe abläuft. Das Beispiel der jungen Frau, die regelmäßig zu spät in den Kurs erschien, hat gezeigt, dass der Ausgang einer paradoxen Intervention nicht vorausgesagt werden kann. Diese Form einer Humor-Intervention braucht etwas Mut, Improvisationsgabe und auch Übung. Sie kann im Beratungsgespräch zu zweit oder in einer Lerngruppe eingesetzt werden. Nie darf sie verletzend und herablassend sein, und es muss sichergestellt werden, dass die Humor-Intervention von allen verstanden wird. Eine zentrale Annahme der provokativen Therapie nach F. Farrelly ist, dass sich KlientInnen verändern und innerlich wachsen, wenn sie auf eine Herausforderung, auf eine Provokation reagieren. Humor wird bei der Abschlussarbeit von Grunemann (2005, S. 8) in Bezug auf den provokativen Ansatz von Farrelly als Vehikel für den Ausdruck nichtsprachlicher Wärme und positiver Aufmerksamkeit angesehen. Bei der provokativen Therapie werden Übertreibung und Ironie angewandt. Speziell ist jedoch die Nachahmung der PatientInnen und der Spott (TherapeutIn imitiert zum Beispiel penetrant das Rülpsen des 8-jährigen Jungen usw.). Veränderung soll als Reaktion auf eine Herausforderung oder Provokation stattfinden, nie darf jedoch die Person des/der KlientIn Zielscheibe sein, sondern nur seine/ihre verrückten Ideen oder das Verhalten.

Aus meiner Sicht braucht es beim Klienten/bei der Klientin einige Fähigkeiten, um selbst abstrahieren zu können. Bei MigrantInnen sind allenfalls die mangelnden Sprachkenntnisse oder das unterschiedliche (kulturelle) Verständnis von Humor eine zusätzliche Hürde.

4.3.3 Humorbiografie

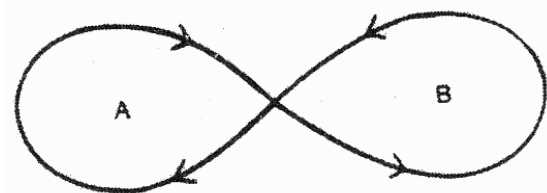
„Ich glaube, jeder kann den Humor lernen, ihn zu einer Lebenshaltung werden zu lassen. Für mich ist er sogar noch mehr: er ist eine Philosophie – eine Philosophie des Lachens.“
Dimitri

Im erwachsenenbildnerischen Gruppenkontext wird häufig mit biografischen Ansätzen gearbeitet. Humor als Thema eignet sich dafür hervorragend. Alle haben etwas zum eigenen Humor und zum Humor in der Ursprungsfamilie zu sagen und beizutragen. Das Thema kann mit Distanz oder aus persönlicher Sicht angegangen werden. Auf spielerische Art trainiert z.B. Dr. Iren Bischofberger, Pflegefachexpertin, deren Motto: „Keine Angst vor dem Zuviel, sondern eher vor dem Zuwenig an Humor!“ ist, Humor mit Pflegenden, PatientInnen und Angehörigen. Im Anhang findet sich ihre auf

auf dem Internet gefundene Anleitung zur Humorbiografie. Sie ist anregend und animiert gleichzeitig auch Sozialarbeitende, sich mit den Ressourcen des eigenen Humors zu befassen. Humorarbeit in heterogen zusammengesetzten Lerngruppen macht Spass und kann Distanz zu eigenen Problemen herstellen und diese relativieren. Es kann zudem Freude machen, im familiären Kontext dem Familienhumor nachzugehen und die Ressource des Humors zu beschreiben und sich ihrer bewusster zu werden.

5 Erkenntnisse für die Soziale Arbeit mit MigrantInnen

Die dialogische Kommunikationsform von Yoshikawa (vgl. Kapitel 4.1) besticht ganz besonders durch ihre Ganzheitlichkeit und ihre Durchlässigkeit.



Yosikawa 1997, S. 320 f. zit. in Caspary & Matoba, 2000, S. 182.

Diese Form der transkulturellen Kommunikation lässt Platz für Eigenes und Fremdes. Sie ermöglicht den „Rückzug“ zum Eigenen, ebenso wie das Berührtsein durch das Andere, die Anderen. Humor kann in der Beratungsarbeit mit MigrantInnen je nach Situation einen Platz in dieser Form des transkulturellen Dialogs einnehmen. Man könnte ihn als „Schmiermittel“ darstellen. Nur, wie soll Schmiermittel illustriert, wie gezeichnet werden? A und B stehen nicht in einem hierarchischen Verhältnis zueinander, müssen nicht „fusioniert“, erhöht oder belehrt werden. Beide – A und B – haben ihren Teil zur Kommunikation beizutragen, und die Ressourcen beider sind im transkulturellen Dialog gefragt, sie ergänzen und bereichern sich gegenseitig – etwas Neues kann daraus entstehen.

Richtig eingesetzter und dosierter Humor – individuell und auf die jeweilige Kommunikationssituation abgestimmt – kann die Kommunikation zwischen Menschen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund erleichtern und verfeinern. Abschliessend muss jedoch leider auch festgehalten werden, dass Humor im transkulturellen Kontext noch nicht erforscht wurde. Das im November 2008 erfolgte Expertengespräch mit Professor Willibald Ruch, Humorforscher an der Psychologischen Fakultät der Universität Zürich, Fachrichtung Persönlichkeitspsychologie und Diagnostik, hat diesbezüglich ernüchternde Antworten gebracht. Professor Ruch gab im Gespräch zu bedenken, dass beim Phänomen „Humor“ alle mitsprächen und über die psychologischen und physiologischen Wirkungen von Humor sinnierten, mit Forschung hätte dies jedoch überhaupt nichts zu tun. Einzelne punktuelle Arbeiten betreffend Humor im Kontext von anderen Kulturen gebe es aber. Weiter führte Ruch aus, dass weltweit der Begriff der „Traurigkeit“ weit häufiger erforscht worden sei als Humor, Erheiterung oder Heiterkeit. Dies wiederum, weil die Forschung eher geneigt sei, defizitorientierte, wichtige, aber ernste Themen anzupacken. Seit 22 Jahren existiere jedoch das International Journal of Humor Research, eine unter ForscherInnen verbreitete Fachzeitschrift, aktuelle Fachliteratur – Literatur basierend auf Forschungsergebnissen – existiere nur ganz wenig.

5.1 Praktische zusätzliche Anregungen für die Beratung mit Humor-Interventionen

Einige Anregungen zur Anwendung von Humor im Beratungskontext finden sich in Kapitel 4 der vorliegenden Diplomarbeit. Ergänzt werden sie in diesem Kapitel durch spielerische Anregungen und Tipps für die Anwendung von Humor. Basis dazu bildet immer der Bezug zum eigenen Humor sowie zu demjenigen der MigrantInnen. Es soll nach Meinung der Verfasserin nie darum gehen, Zoten oder Witze zu übersetzen oder Witze in verschiedenen Ländern und Kulturen zu vergleichen. Spannend kann es jedoch sein, wenn MigrantInnen einander über speziell komische, lustige Figuren ihrer Kindheit, z.B. Witzfiguren aus ihrem Heimatland, berichten. Auf diese Weise ist ihr Erfahrungsschatz gefragt, sie stellen sich und ihre Migrationserfahrung im Sinne von Transkulturalität in den Vordergrund. Dadurch erleben sie Aufmerksamkeit, was sie wiederum beflügeln und gleichzeitig helfen kann, Schwierigkeiten und Angst – z.B. das im Kurs gelernte Deutsch praktisch anzuwenden – zu überwinden. Ebenso spielerisch kann der Zugang zu Humor über ein aus der Jugendzeit bekanntes Spiel erfolgen.

5.2 Antworten auf die anfangs gestellten Fragen

Die auf dem Rücken liegende Acht (vgl. Kapitel 5) von Yosikawa als Symbol einer dialogischen transkulturellen Kommunikation bedeutet, dass Humor-Erfahrungen je nach Situation auf beiden Seiten „fließen“, sich innerhalb der Kommunikation gegenseitig bereichern und dadurch auch positive Erfahrungen reaktiviert werden können. Klamauk und nonverbaler Humor benötigen laut Professor Ruch wenig oder keine Kenntnisse der deutschen Sprache, umso bedeutungsvoller ist das Aushandeln von Spielregeln in der Gruppe, wie mit Humor gearbeitet werden kann oder soll. Humorvolle Interventionen oder Intentionen sollen ankommen und verständlich sein. Wie bereits erwähnt sollen sie zudem in „homöopathischen Dosen“ verabreicht werden.

Die zentralen Fragen der vorliegenden Fachliteraturarbeit lauten:

- ***Was wird unter transkultureller Kommunikation als Ressource in psychosozialen Beratungssettings mit MigrantInnen verstanden? (Beschreibungswissen ->Kap. 3)***

Im Kapitel 3.3 wird der neue Begriff der transkulturellen Kommunikation umfassend beschrieben, analysiert und in einen Kontext mit herkömmlichen Begriffen gestellt. Speziell aussagekräftig und verständlich sind die von Yoshikawa (1982, 1987, zit. in Caspary & Matoba, 2000, S. 181 f) entwickelten Illustrationen, die Kommunikation in unterschiedlichen Kulturen und Ausprägungen der Begegnung darstellen. Die auf dem Rücken liegende dialogische Acht ist nur die logische Konsequenz für eine wechselseitige transkulturelle Kommunikation. Bis heute läuft die Kommunikation im Bera-

tungsprozess erst zum Teil transkulturell. Zusätzliche – wie von Eicke und Zeugin (2007) umfassend beschriebene – transkulturelle Kompetenzen auf Seiten der Beratung wären nötig (vgl. Kapitel 3). Noch viel stärker könnten die Ressourcen der MigrantInnen eine Rolle spielen, sie müssten jedoch für diese nachvollziehbar sein und in den Beratungsprozess eingeflochten werden. Gleichzeitig darf das Ziel des Beratungsgesprächs nicht aus den Augen verloren werden. Transkulturelle Kompetenzen in Kommunikationsprozessen werden in Zukunft eine immer grössere Rolle spielen, sie bedingen jederzeit Offenheit, Diskurs und Freude an der Kontroverse mit dem anderen Menschen und sich selbst gegenüber.

- ***Inwiefern sind Humor-Interventionen als kreativer Lösungsansatz in der Einzelberatung und in der Gruppenberatung von MigrantInnen unterstützend und sinnvoll? (Erklärungswissen -> Kap. 4)***

Neben den Ausführungen in den Kapiteln 2 und 4 sollen folgende Anregungen verdeutlichen, wann der Einsatz von Humor im praktischen Beratungsgespräch unterstützend ist, Sinn macht und dadurch einen kreativen Lösungsansatz darstellt: Falls ein offenes und vertrauensvolles Klima zwischen SozialarbeiterIn und KlientIn hergestellt werden konnte, ist [je nach Situation] der Zeitpunkt für eine gezielte Humorintervention gegeben. „Ein guter Draht“ und das richtige Abmessen der Wirkung von Humor sind extrem wichtig, um Dosis und Zeitpunkt der „Verabreichung von Humor“ gestalten zu können.

Die physische und psychische Verfassung der SozialarbeiterIn, der ModeratorIn spielt zudem eine entscheidende Rolle. An schlechten Tagen kann eine lustig gemeinte Aussage aufgesetzt und sogar zynisch wirken.

Weiter muss die Humor-Intervention sorgfältig auf die Befindlichkeit der KlientInnen abgestimmt werden. Müdigkeit, Antriebslosigkeit, Krankheiten, Schmerzen und Intoxikationen durch Alkohol und Suchtmittel beeinflussen die Möglichkeit einer Erheiterung. Eine nicht passende Umgebung oder die Anwesenheit von Personen, welchen der KlientIn verschlossen, aggressiv oder beobachtend begegnen, können sich unter Umständen hemmend auf eine Humor-Intervention auswirken.

Humor-Interventionen sollten in jedem Fall den AdressatInnen in Sprache, dem Intellekt, dem kulturellen Hintergrund, der psychischen und physischen Konstitution und dem Alter angepasst sein. Dies ist speziell bei Personen mit unterschiedlichem Kulturhintergrund, bei älteren Menschen, psychisch Kranken oder geistig behinderten Menschen zu berücksichtigen.

Betreffend Humor-Intervention gilt klar zu unterscheiden zwischen einer Einzel- und einer Gruppenberatung. In der Gruppensituation muss ganz sorgfältig abgewogen werden, ob sowohl die „herausgeforderte“ KlientIn als auch die anderen Gruppenmitglieder verstehen, worum es geht. Niemand

soll ausgegrenzt oder ausgelacht werden, die Spielregeln müssen deshalb für alle nachvollziehbar, klar und verbindlich sein. Das Ziel darf bei beiden Beratungsformen nicht aus den Augen verloren werden. Folgende Funktionen von Humor (vgl. Kapitel 2.3.2) scheinen für die Beratungsarbeit von MigrantInnen mit Migrationshintergrund speziell geeignet:

- Humor als Türöffner in einem Gespräch
- Humor als Reduktion von Spannung
- Humor als Hilfe zur Distanz („coping strategy“)
- Paradoxe Interventionen oder provokativer Stil.

Die paradoxe Interventionen und/oder der provokative Stil muss über längere Zeit geübt werden, beide Formen der Humor-Intervention sind oft im Bereich Psychotherapie angesiedelt. In abgeschwächter Form – wie im Fallbeispiel „Gruppe“ erläutert, macht die paradoxe Intervention sehr wohl Sinn. Der provokative Stil kann meiner Meinung nach nur im Einzelfall eingesetzt werden, da er sehr gute Sprach- und Kulturkenntnisse voraussetzt und einem selbst als BeraterIn entsprechen muss.

Humor ist für Menschen in sozialen Berufen oft eine wohltuende Psychohygiene, und gemäss Hirsch (zit. in Bachmaier, 2007, S. 81) eine „Trotzmacht“ und oft lebensnotwendig und unverzichtbar.

- ***Welche Chancen und Risiken bergen Humor-Interventionen in der Sozialen Arbeit mit MigrantInnen? (Bewertungs- und Handlungswissen -> Kap. 2, 3)***

Im Expertengespräch machte Professor Willibald Ruch, Psychologe und Humorforscher darauf aufmerksam, dass je besser eine Arbeitsbeziehung und je grösser der gegenseitige Respekt seien, umso gewagter könne Humor – auch zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturen – eingesetzt werden. Dabei gelte es jedoch zu beachten, dass nicht in jeder Kultur „Lächeln“ zwischen den Geschlechtern und manchmal zwischen Schichten (Kasten) möglich sei. In verschiedenen Kulturen, wie zum Beispiel in der arabischen, existieren laut Ruch Barrieren. Es gelte diese ganz sorgfältig auszuloten, und in jedem Fall müssen gemeinsam verbindliche Spielregeln aufgestellt werden. Religiöse Traditionen und Praktiken sind ebenso im Einflussbereich von Humor anzusiedeln wie in der jeweiligen Kultur. Da durch falsch eingesetzten und angewandten Humor eine Dominanz eintreten könne, welche immer subtil und leise auftrete, komme den Beratungs- und Moderationspersonen eine speziell wichtige Rolle zu. Zu den leitenden Annahmen ist folgendes festzuhalten:

Die leitenden Annahmen sind:

- In der transkulturellen Kommunikation (einzeln oder in Gruppen) sind die Herausforderungen komplexer geworden und bedürfen kreativer Lösungsansätze.
- Humor-Interventionen – als transkulturelle Kompetenz und als kreativer Lösungsansatz – können die Interaktion im Verlauf psychosozialer Beratungen von MigrantInnen unterstützen und erleichtern.

Die erste leitende Annahme muss abschliessend relativiert bzw. präzisiert werden. Sie trifft nicht zu. Die – früher interkulturelle – heute transkulturelle Kommunikation war immer komplex! Das Bewusstsein und das Interesse über Beweggründe, die zur Migration führten und führen, hat sich in den letzten Jahren verändert. Heute wird die Diskussion über Migrationsthemen differenzierter geführt, und die von Eicke und Zeugin beschriebenen transkulturellen Kompetenzen (vgl. Kapitel 3) sind umfassender und anspruchsvoller – sie sind komplexer – geworden. Zudem wurde der frühere Kulturbegriff weiterentwickelt. Kultur wird heute dynamischer und nicht mehr vor allem als in sich geschlossene Kultur (Interkulturalität) wahrgenommen. War in den 1980er-Jahren einseitig die Arbeitsleistung von MigrantInnen von Interesse, wird auch diese heute differenzierter beurteilt. In früheren Jahren fanden vielfach „Informationen“ – von oben nach unten – statt. Dialogische Kommunikationsformen, wie sie Yosikawa (Caspary & Matoba, 2000, S. 182) beschreibt und illustriert, waren weniger ein Thema. Ziel des seit Januar 2008 geltenden neuen Ausländergesetzes (AuG) ist neben der gesetzlichen Legitimation der Ausländerpolitik des Bundes, der Verankerung des dualen Zulassungssystems, des freien Personenverkehrs mit der EU/EFTA einerseits sowie der Begrenzung der Zulassung von Drittstaatsangehörigen andererseits die Integration als begleitendes Motiv bei Zulassung und Ausgestaltung der Rechtsstellung (Manuskript Migration und Integration, Ausländerrecht, Mario Gattiker, S. 5). Heute wird im Kontext Migration von einem gewissen Paradigmawechsel gesprochen, weil von Seiten des Bundes der Integration eine grössere Bedeutung zugemessen wird, welche heute unter anderem mit Integrationsvereinbarungen bekräftigt werden kann.

Die zweite Annahme ist in sich stimmig und kann somit bejaht werden. Die Kann-Formulierung nimmt Bezug darauf, dass Humor-Interventionen je nach ihrer Funktion und ihrem Anwendungsbereich (vgl. Kapitel 2) sinnvoll sind und einen kreativen Lösungsansatz in einer Interaktion zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturen ermöglichen können. In den von Eicke und Zeugin skizzierten transkulturellen Kompetenzen ist Humor als solcher nicht explizit aufgeführt, nach Meinung der Verfasserin könnte die Auflistung mit gutem Grund durch „Humor“ erweitert werden. Natürlich müsste dabei ergänzt werden, dass Humor-Interventionen sorgfältig geplant, durchgeführt und evaluiert werden sollten. Es soll kulturellen und religiösen Empfindungen sowie Traditionen Rechnung getragen werden. Und es ist von Vorteil, dass jederzeit ein Bezug zum eigenen Humor hergestellt werden kann. Wie vor allem im Kapitel 2.3.2 ausgeführt, hat Humor innerhalb der psychosozialen Bera-

tung von MigrantInnen unterschiedliche Funktionen, welche es sorgfältig einzuplanen gilt. Nie darf eine Humor-Intervention dazu führen, dass eine MigrantIn ausgegrenzt und ausgelacht wird.

5.3 Fazit, Ausblick und Schlussfolgerungen für Berufspraxis und Wissenschaft

Fazit:

Ausgangspunkt meiner Diplomarbeit war die Frage, inwieweit Humor-Interventionen in der Einzelberatung bzw. in einer Gruppenberatung von MigrantInnen unterstützend und sinnvoll sind und, welche Chancen und Risiken sie in sich bergen. Um die zentralen Fragen beantworten zu können, musste eine passende Definition von transkultureller Kommunikation gefunden werden. Und mit dem Begriff der Transkulturalität wurden in der Literaturarbeit frühere Begriffe wie Multikulturalität und Interkulturalität differenzierter analysiert, und es fand eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Kulturbegriffen statt. Während des Verfassens der Diplomarbeit stand immer die Frage „Humor als Ressource“ im Vordergrund. Denn es wurde schnell klar: Humor in seinen ganz verschiedenen Schattierungen bietet viele Möglichkeiten in der Zusammenarbeit und in der Kommunikation mit MigrantInnen, aber auch in unserem alltäglichen Leben.

Richtig dosiert und angewandter Humor ist eine Ressource! Humor hilft, Distanz zu sich und zu den eigenen Problemen herzustellen. Humor tut psychisch und physisch gut. Er hilft, eine angenehme Gesprächsatmosphäre herzustellen, und kann helfen, schwierige Kommunikationssituationen zu entschärfen. Für Menschen in pflegenden und beratenden Berufen, auch für SozialarbeiterInnen, kann Humor psychohygienisch wirken, vor allem, wenn man über sich selbst lachen kann.

In der vorliegenden Arbeit wurde versucht, Humor zu definieren. Zudem wurde psychotherapeutischer Humor im historischen Kontext des letzten Jahrhunderts beschrieben, ebenso aus der neuen Sicht der Gelotologie, der Humorforschung. Den ganz verschiedenen humorzugehörigen Begriffen und den unterschiedlichen Funktionen von Humor wurde dabei genügend Platz eingeräumt. Die Kapitel 2 und 3 sind aus Sicht der Verfasserin Kernpunkte der vorliegenden Diplomarbeit. Immer wieder kam beim Schreiben des Kapitels 2 die Frage auf, ob typischen Humorformen der verschiedenen Menschen aufgezählt und beschrieben werden sollen. Wie wir alle wissen, gibt es ja z.B. grosse Unterschiede zwischen dem jüdischen oder dem englischen Humor. Bald wurde klar, dass die Diplomarbeit nicht zu einem „Knigge des Länder-Humors“ mutieren sollte. Im Sinne von transkulturellen Kompetenzen geht es vielmehr darum, Menschen in ihrer Ganzheit – mit oder ohne Humor – zu verstehen. Humor wird vielmehr, wie in Punkt 5.1 illustriert, als „soziales Schmiermittel“ der transkulturellen Kommunikation verstanden, und die Wirkung und die Funktion von Humor werden damit wichtiger.

Im Kapitel 3 wurde Humor als Teil der transkulturellen Kommunikation und somit der transkulturellen Kompetenz beleuchtet, und dabei fand eine differenzierte Auseinandersetzung mit den heutigen Definitionen von Transkulturalität, Integration und des sich wandelnden Kulturbegriff statt.

Überraschend war es für mich, im Gespräch mit Professor W. Ruch nur wenig über transkulturellen Humor zu erfahren. Bis heute wurde darüber nur wenig geforscht. Dadurch konnte nicht auf entsprechende Fachliteratur zurückgegriffen werden, und ein wissenschaftlich fundierter Bezug zu transkulturellem Humor fehlt.

Humor zwischen Menschen aus verschiedenen Kulturen hat viele Facetten. Er kann Erleichterung, Erheiterung schenken und Menschen zum Lachen oder Lächeln bringen. Humor kann jedoch auch ausgrenzen, diffamieren und das Auslachen fördern. Er führt, falsch verstanden, zu erbittertem Streit und zur Eskalation (Karikaturenstreit). Humor wurde und wird aus historischer Sicht geduldet, verboten oder missbraucht, und die Mächtigen dieser Welt zittern immer wieder vor Satire und schwarzem Humor. Dennoch: Nach intensiver monatelanger Auseinandersetzung mit Humor wird mir bewusst, welche Kraft und welche Ressourcen richtig angewandter und/oder vermittelter Humor in sich birgt. In der richtigen Dosierung und zum richtigen Zeitpunkt gehört Humor in die psychosoziale Beratung, vorausgesetzt, der eigene Bezug zu Humor ist vorhanden, und die Humor-Intervention ist kongruent und echt.

Ausblick und Schlussfolgerungen:

Ebenso wie Edith Mössinger in ihrer Diplomarbeit „Was gibt’s denn da zu lachen“ (2002) bin ich der Meinung, dass sich SozialarbeiterInnen am wissenschaftlichen Diskurs über das Phänomen Humor, welcher in den Bereichen Alterspflege, Medizin, Pflege und Psychotherapie bereits seit Jahren stattfindet, sich aktiv beteiligen, einmischen und sich konstruktiv-kritisch mit Humor und sinnvollen Humor-Interventionen auseinandersetzen sollten. Vor allem in schwierigen Kommunikationssituationen, zum Beispiel, wenn Worte fehlen oder die Sprachkenntnisse nicht genügen, können einfache humorvolle Interventionen dazu beitragen, das Gespräch zu erleichtern. Weiter gehe ich nach dem Gespräch mit Professor W. Ruch davon aus, dass Humor zukünftig auch im transkulturellen Kontext breit erforscht wird.

Von den Fachhochschulen für Soziale Arbeit erhoffe und erwünsche ich mir, dass mehr als ein einzelner Weiterbildungsnachmittag zum Thema Humor angeboten wird, und, dass damit akzeptiert wird, dass Humor wichtige soziale und psychologische Funktionen hat. Dem Humor steht innerhalb der Sozialen Arbeit ein Platz zu, Humor ist eine kreative Ressource innerhalb der transkulturellen Kommunikation.

6 Quellenverzeichnis / Literatur

- Bachmaier, Helmut (2007). *Humorstrategien. Lachen macht stark*. Göttingen: Wallstein.
- Bundesamt für Migration BFM (2007). *Ausländer- und Asylstatistik, Teil 1: Bestand und Bewegungen 2006/1*. Bern-Wabern: BFM – Bundesamt für Migration.
- Caspary, Sigrun & Matoba, Kazuma (2000). *Transkultureller Dialog*. Marburg: Metropolis-Verlag.
- Datta, Asit (Hrsg. 2005). *Transkulturalität und Identität. Bildungsprozesse zwischen Exklusion und Inklusion*. Frankfurt am Main / London: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Domenig, Dagmar (2007²). *Transkulturelle Kompetenz. Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe*. Bern: Hans Huber.
- Eicke, Monika & Zeugin, Bettina (2007). *Transkulturell handeln – Vielfalt gestalten. Zur Bedeutung transkultureller Kompetenzen in einer Gesellschaft der Diversität*. Diskussionspapier 17. Luzern: Caritas.
- Fischer, Veronika & Springer, Monika, Zacharaki Ioanna (Hrsg.) (2005). *Interkulturelle Kompetenz. Fortbildung – Transfer – Organisationsentwicklung*. Schwalbach: Wochenschauverlag.
- Frankl, E. Viktor (2008²¹). *Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk*. München / Zürich: Piper.
- Frankl, E. Viktor (2007²⁸). *...trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Hain, Peter (2001). *Das Geheimnis therapeutischer Wirkung. Gespräche u.a. mit Frank Farrelly, Eugene Gendlin, Cloé Madanes, Helm Stierlin, Paul Watzlawick*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme
- Hirsch, Rolf Dieter (2007). Gesundheitsfaktor Humor am Arbeitsplatz. H. Bachmair (Hrsg.) *Humorstrategien. Lachen macht stark*. (S. 57-82). Göttingen: Wallstein.
- Köhl, Christine (2001). *Strategien der Interkulturellen Kulturarbeit*. Frankfurt am Main: IKO Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Kumbier, Dagmar & Schulz von Thun, Friedemann (2006). *Interkulturelle Kommunikation: Methoden, Modelle, Beispiele*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Ladmiral, Jean-René & Lipiansky, Edmond Marc (2000). *Interkulturelle Kommunikation. Zur Dynamik mehrsprachiger Gruppen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Ledergerber, B. & Ettl, R. (2006). *Mentoring für Jugendliche zwischen Schule und Beruf. Ein Handbuch für Programmverantwortliche und MentorInnen*. Dübendorf: Schweiz. Verband für Berufsberatung SVB.
- Migrationsdrehzscheibe (2008). *Die neuen Migrationen und ihre Auswirkungen auf die Städte. Grundsätzlicher Wandel seit Ende der Neunzigerjahre*. Zürich: Stadtblick 17. Heft.

- Otten, Matthias, Scheitza, Alexander & Gnyrim Andrea (Hrsg.) (2007) *Interkulturelle Kompetenz im Wandel. Ausbildung, Training und Beratung*. Frankfurt am Main und London: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Rotschild, Thomas (2007). Die Würde der Metzger. Lachen als Politikum. H. Bachmair (Hrsg.) *Humorstrategien. Lachen macht stark*. (S. 104-115). Göttingen: Wallstein.
- Ruch, Wilibald & Zweyer, Karen (1995). Heiterkeit und Humor: Ergebnisse der Forschung. Aufsatz in Hirsch, R.D., Bruder, J. & Radebold, H. *Heiterkeit und Humor im Alter*. Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Gerontopsychiatrie und –psychotherapie, Bornheim-Seckem: 2. Chudeck-Druck, Band 2.
- Simon, Walter (2004). GABALs grosser Methodenkoffer. *Grundlagen der Kommunikation*. Offenbach: Gabal.
- Stemmer, Brigitte (2007). Wie stark machen Lachen und Humor? Eine wissenschaftliche Perspektive. H. Bachmair (Hrsg.) *Humorstrategien. Lachen macht stark*. (S. 24-38). Göttingen: Wallstein.
- Titze, Michael & Eschenröder, Christof T (2007⁵). *Therapeutischer Humor. Grundlagen und Anwendungen*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Von Schlippe, Arist & Schweitzer, Jochen (2003⁹). *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Watzlawick, Paul, Beavin H. Janet & Jackson Don D. (2000¹⁰). *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Verlag Hans Huber.
- Baumann, Christoph Peter (2005). *Der Knigge der Weltreligionen. Feste, Brauchtum und richtiges Verhalten auf einen Blick*. Stuttgart: Kreuz Verlag

Diplom- und Abschlussarbeiten:

- Hermann Bollinger, Imelda & Lustenberger, Marlène (2001). *Humor in der Sozialen Arbeit*. Luzern: Diplomarbeit Hochschule für Soziale Arbeit HSA Luzern.
- Grunemann, Esther (2006). „Humor ist, wenn man trotzdem lacht“. *Humor und Palliative Care*. Freiburg: Institut für Weiterbildung. Evangelische Fachhochschule Freiburg (gefunden auf <http://www.humorcare.com/printable/informationen/texte/humortrotzschmerzen.html>) am 15.8.08
- Mösinger, Edith (2002). *Was gibt's denn da zu lachen?! Von den Einsatzmöglichkeiten und Wirkungen des Humors in der Sozialen Arbeit*. Freiburg: Katholische Fachhochschule Freiburg, Hochschule für Sozialwissenschaft, Religionspädagogik und Pflege, Fachbereich Sozialpädagogik
- Ullmann, Eva (2002). „Kann Humor deinem Problem schaden?“ *Humor als Interventionsinstrument für Sozialpädagogen, Pädagogen und Therapeuten?* Berlin: Evangelische Fachhochschule Berlin (EFB)

Nachschlagewerke

Duden-Fremdwörterbuch (9. Auflage). Mannheim. Leipzig. Wien. Zürich: Dudenverlag

Duden-Bedeutungswörterbuch (3. Auflage). Mannheim. Leipzig. Wien. Zürich: Dudenverlag

Internettexte

Hain, Peter. Humor als therapeutische und soziale Kompetenz, gefunden unter

<http://www.humor.ch/phain/phkompetenz.htm> am 19.5.08

Korp, Harald-Alexander. Humor und Lachen in den Religionen, gefunden unter

<http://www.hakorp.de/press-kgs-lang.html> am 3.5.08

Salameh, Waleed Anthony (2008). Internet-Interview von Waleed Anthony Salameh mit Michael Titze, gefunden unter Homepage von HumorCare am 17.8.08

Titze, Michael. Die Geschichte des therapeutischen Humors, gefunden unter

<http://www.humor.ch/inernsthaft/theraphumorges.htm> am 14.7.08.

Welsch, Wolfgang, Kulturdesign, gefunden unter <http://www.ifa.de/info/dossiers/kultur-und-entwicklung/literatur/zeitschrift-kulturaustausch> am 2.5.08

Roost Vischer, Lilo (2006). Achtsamkeit Inter- und transkulturelle Kompetenz. Ledergerber B. & Ettlin R. (Hrsg.) Mentoring für Jugendliche zwischen Schule und Beruf. Ein Handbuch für Programmverantwortliche und MentorInnen. S. 122-124. Dübendorf: Schweizerischer Verband für BerufsberaterInnen gefunden unter http://www.welcome-to-basel.bs.ch/roost_inter-_und_transkult.pdf am 12.5.08

Schröder, Hartmut, (2008). *Das Lachen der Kulturen*. Eröffnungsvortrag vom 13.4.08 im Rahmen der 58. Lindauer Psychotherapiewochen 2008, gefunden unter

<http://www.psychotherapieochen.de/programm.php>

Artikel verschiedene Zeitschriften

Benz, Daniel (2008). Die sanfte Macht der Poesie. Zürich: *Beobachter*, 4/2008.

Meier-Rust, Kathrin (2008). Humor kann man lernen – Ein Humortraining vertreibt schlechte Laune und fördert die Zufriedenheit. Zürich: *NZZ am Sonntag* vom 14.12.08, S. 77

Ruch, Willibald (2006). Lachen ist in vielen Kulturen ein Signal des Friedens und der Freundschaft“. Zürich: *Tages Anzeiger*.

Trossmann, Nicole (2008). „Lachen ist wie ein mentaler Frühlingsputz“, Zürich: *Tages Anzeiger* vom 3.5.08, S. 72

Wagner, Susanne (2008). Leben Spassvögel länger? „Lachen ist gesund“, sagt der Volksmund – aber ist da was dran? Zürich: *Beobachter*, 7/ 2008.

Scripte der Hochschule für Soziale Arbeit Luzern

„Luzerner Modell“ –ein multiperspektivisches Handlungsmodell, Team Modul 03 Maria Solèr, Daniel Kunz, Urban Brühwiler, Beat Schmocker (Script Handlungstheorie 21.4. 2007, S. 2).
Manuskript Migration und Integration, Ausländerrecht, Mario Gattiker, S. 5).

Verwendete Humorzitate: die Humorzitate stammen aus Homepages von Humorcare.com

7 Anhang

- Anhang 1: Leitsätze der Koordinationsstelle für Arbeitsprojekte KAP, Winterthur
- Anhang 2: HumorCare Schweiz. Gesellschaft zur Förderung von Humor in Therapie, Pflege und Beratung, Ethische Richtlinien
- Anhang 3: Berufskodex des Avenir Social, unter <http://www.avenirsocial.ch> kann ab Januar 2009 der Berufskodex für SozialarbeiterInnen runter geladen werden
- Anhang 4: Humorbiografie gefunden unter www.humor-pflege.ch von Dr. Iren Bischofberger (als mögliche Grundlage für Biografiearbeit zum Thema Humor)